

Ein

Verbrechergenie.

= 2 =

Kriminal-Roman von

Ernst Moser.

Druck und Verlag von A. Weichert, Berlin



Ein Verbrechergenie.

Kriminal-Roman von Ernst Moser.

Dord! Doppelmord!" rief der betagte Portier des großen Bankhauses Karl Wolter, als er mit allen Zeichen des Entsetzens in das Zimmer des Geheimpolizei-Inspektors Fritz Niechert stürzte. Bleich und aufgeregt, am ganzen Körper zitternd, stand er vor dem Chef der Kriminalabteilung.

„Erklären Sie sich deutlicher,“ mahnte dieser, ein Mann in den mittleren Jahren von untersehter Gestalt und vertrauenerweckendem Gesicht mit durchdringenden Augen, die auf Verstand und Scharfsinn deuteten. „Nun?“ ermunterte er den Erregten.

„Ich — ich machte vor einer Viertelstunde den üblichen Morgenrundgang durch das Bankgebäude,“ berichtete der alte Mann mit bebender Stimme, „als ich vor dem Eingang zum Sicherheitskassengewölbe meinen Sohn tot über der Leiche einer jungen Frau liegen fand, die ebenfalls ermordet zu sein scheint.“

Der Beamte hatte schweigend mit großer Aufmerksamkeit zugehört. „Ihr Sohn, Krause, und eine Frau?“ fragte er und wiederholte: „Nebst einer Frau?“

„Ja, Herr Inspektor. Kommen Sie herüber und sehen Sie selbst. Es ist so. O mein Gott, es ist kein Schreck- oder Trugbild. Kommen Sie, bitte — ich wage mich allein nicht zurück, und meine Alte stirbt vor Grauen und Entsetzen.“

Der Inspektor wollte noch Fragen stellen, doch er besann sich und schellte. Ein Polizeidiener trat sofort herein. „Rufen Sie Cäsar Frank. Er soll sich augenblicklich zu mir bemühen,“ gebot Niechert.

Der Diener eilte hinaus, um den Befehl auszuführen. Währenddes griff der Inspektor nach seiner Dienstmütze. „Ein Doppelmord!“ rief er mit finstergezogenen Brauen, und an den Portier gewendet: „Haben Sie irgend einen Anhalt, einen Gedanken, wer der Mörder sein könnte?“

„Nicht den geringsten, Herr Inspektor,“ lautete die versichernde Antwort. „Über die Frau — —“

„Nun?“

„Die Frau — —“

„So reden Sie doch,“ drängte Niechert, als der alte Mann stockte.

„Es ist die — die Frau unseres Bankkassierers Kupfer. Bertold Kupfers Frau.“

Der Polizist fuhr mit ununterdrückter Bestürzung zurück. „Wie sagen Sie? Bertold Kupfers Frau? Mann, haben Sie sich auch nicht getäuscht?“

„Ich fürchte nein,“ erwiderte der Gefragte.

„Unmöglich! Kupfers junge, ehrbare Frau und Ihr Sohn —?“

„Ich bin zwar sehr erregt,“ erklärte der Portier mit heiserem Ton, „aber auf meine Augen kann ich mich verlassen.“

„Wie kommen die beiden zusammen?“

Das begreife ich auch nicht. Aber sie sind's, das steht fest. Ach, Herr Inspektor, welch ein Unglück, welch ein großes Unglück!“ setzte er jammernd hinzu. „Unser Einziger — unseres Alters Hoffnung! Ich faß' es ja nicht! Ich faß' es nicht! So wahr mir Gott helfe,“ beteuerte er, „es ist mein Sohn und Kassierer Kupfers Frau.“

Der Inspektor suchte vergebens einen klaren Gedanken zu fassen. „Wir müssen sofort hin — —“

„Ja, eilen Sie, Herr Inspektor!“

„Wo bleibt denn Frank?“ Er wollte, ungeduldig, nochmals zur Glocke greifen, als der Erwartete eintrat. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann, dem man den ehemaligen Militär ansah. Ein vorsichtig zurückhaltendes

Wesen schenkte scheinbar seiner Umgebung wenig Interesse. Schlug er jedoch gelegentlich die Augen auf, so glaubte man ein Licht im Dunklen aufblitzen zu sehen. In solchen Augenblicken konnte ein scharfer Beobachter erkennen, welch waches Leben hinter diesem anscheinend teilnahmslosen Wesen verborgen lag. Der Inspektor ging ihm einige Schritte entgegen.

„Soeben wird mir durch diesen Mann — Portier Maximilian Krause — die Mitteilung, daß im Keller des Bankhauses Karl Wolter ein Doppelmord ausgeführt und von ihm entdeckt worden sei. Veranlassen Sie bitte, daß uns Talbach mit Papier zum Protokoll und den Instrumenten für Photographie u. s. w. begleitet und kommen Sie mit hinüber.“

Frank rief in ein Nebenzimmer einige kurze Anweisungen und erklärte sich dann bereit, seinem Chef zu folgen.

Nachdem dieser noch den Auftrag erteilt hatte, Gerichtsarzt und Staatsanwaltschaft unverzüglich zu benachrichtigen und an den Ort der Tat zu beordern, ging er, begleitet von Frank, Krause und dem mittlerweile dazugekommenen Talbach, einem jüngeren, friminel-intelligenten Menschen, zu dem seinem Hause gegenüberliegenden Bankgebäude von Karl Wolter hinüber.

Die Frau des Portiers öffnete weinend die Tür und ließ die vier Männer eintreten. „Himmelmchen! Himmelmchen!“ wimmerte und weinte sie in heller Verzweiflung, die Hände ringend, „steh mir bei! Es ist nicht zum Ausdenken! Das Ungeheuerliche kann nicht wahr sein!“

Der Inspektor suchte sie mit einer Geste zu beruhigen und schritt nebst seinen Begleitern hastig den Korridor hinunter, an dessen Ende eine schmale Treppe nach den Kellerräumen führte. Eine kühle, etwas dumpfe Luft schlug ihnen entgegen. Die bekalften Wände starrten die Männer kalt an, als sie sie passierten. Jetzt standen sie vor einer eisenbeschlagenen Tür, die halb zurückgeschlagen war, und auf der Schwelle zur Sicherheitskammer der Bank lag, die verglasten Augen zur Decke gebannt, ein etwa fünfundzwanzigjähriger, solide gekleideter Mann — der Sohn des Portiers — über einer weiblichen Person von gutem Aussehen.

Auch der Inspektor erkannte in ihr die Frau des Bankkassiers Kupfer.

In der Schläfe des jungen Mannes klappte eine kleine, von einer aus der nächsten Nähe abgeschossenen Kugel herührende Wunde, der nur wenig Blut entfloßen war, doch immer so viel, daß es die unter dem Manne Liegende besudelt hatte. Die rechte Hand des Toten war geballt und wie zur Abwehr erhoben, während die Linke offenbar nach einem Stützpunkt gegriffen und dann über den weiblichen Leichnam zur Erde geglitten sein mußte.

An der toten Frau, einer hübschen Blondine mit tief-schwarzen Augen, waren äußere Merkmale einer Gewalttat nicht zu entdecken. Eine Waffe, die auf einen Mord des Portierjohnes, begangen an der Frau, und Selbstmord schließen lassen konnte, fehlte. Die Tat mußte demnach, wie der Inspektor konstatierte, von einem Dritten ausgeführt worden sein. Hierfür sprach auch die geöffnete Thür, in deren Schloß der Schlüssel, zurückgelassen, steckte. Man mußte auf einen Einbruch schließen und Ueberraschung des Verbrechers durch den getöteten Krause. Betreffs der weiblichen Person indes stand man vor einem Rätsel, das sich auch nicht löste, als der herbeigerufene Arzt und der Staatsanwalt am Ort der Tat erschienen und eine genaue Untersuchung vornahmen.

Die Möglichkeit, daß Frau Kupfer den Einbruch ausgeführt und von Krause überrascht worden war, wurde als ausgeschlossen ad acta gelegt, denn in solchem Falle hätte sie den jungen Mann töten müssen. Das war nach Lage der Dinge unmöglich. Eine Verdächtigung Kupfers schien ebenfalls ausgeschlossen, da dieser, wenn er hätte in die Sicherheitskammer wollen, die Schlüssel hierzu besaß, sich jeden Augenblick am Tage Zutritt verschaffen und Geld wie etwaige Effekten beiseite bringen konnte.

Der Portier mußte mehrere Lampen zur Stelle schaffen, um für die Untersuchung Flur und Stahlkammer völlig zu erhellen.

Das Resultat des ärztlichen Befundes lautete: Mord an dem jungen Krause mittels Revolverkugel, Tod der jungen Frau Lucie Kupfer infolge Herzschlags aus Schreck oder Angst.

Die Leichen wurden von Talbach photographiert und sollten bis zur Obduktion in derselben Lage bleiben.

Portier Krause, der nur mit Mühe zurückgehalten wurde, sich über die Leiche seines Sohnes zu werfen, jammerte laut auf: „Ich kann ihn doch hier nicht liegen lassen! Haben Sie Erbarmen und erlauben Sie, daß ich ihn in sein Zimmer schaffe.“

„Das geht heute noch nicht,“ wehrte der Staatsanwalt. „Erst nach der Obduktion kann ich die Leiche freigeben. Führen Sie uns in Ihre Wohnung. Wir müssen sofort ein Protokoll aufnehmen.“

Man richtete den alten, zusammengeknickten Mann auf, unterstützte ihn und begab sich in dessen Loge, wo das erste Verhör stattfinden sollte.

„Wie kommt Frau Kupfer mit Krause zusammen? Wie kommen sie in die Stahlkammer?“ fragte der Staatsanwalt den Inspektor. Dieser zuckte die Achseln. „Wissen Sie etwas Genaueres über die Verhältnisse Kupfers?“

„Er lebt seinem Einkommen angemessen,“ erwiderte der Gefragte. „Mir ist nichts Auffallendes bekannt.“

„Auch nichts über die Ehe dieses Mannes?“

„Nichts. Doch ließe sich das wohl bald feststellen. Frank könnte sofort — —“

„Vorderhand nicht,“ bestimmte der Staatsanwalt, während sich Talbach einen Tisch zurechtrückte, hinter diesem Platz nahm und seine Papiere, Tinte und Feder zur Aufnahme des Protokolls ordnete. „Sorgen Sie nur dafür, daß, wenn Kupfer ins Bureau kommt, dieser sofort zu mir geführt wird, jedoch ohne ihm die Gründe zu nennen, ohne ihn auch nur von der Tat zu benachrichtigen.“

Der Inspektor traf seine Maßregeln und dann begann das Verhör, zunächst mit dem Portier.

„Sie heißen Maximilian Krause,“ sagte der Inspektor und diktierte Talbach die Personalien des alten Mannes. „Ich weiß, daß das Ereignis Sie tief erschüttert hat, aber die Behörde verlangt einen klaren Sachbericht. Sie werden die Angelegenheit sich selbst und mir erleichtern, wenn Sie meine Fragen ruhig und sachlich beantworten. Was wissen Sie uns von dem zu berichten, was in der Nacht geschehen ist?“

„Nichts, Herr Inspektor,“ erwiderte der alte Mann zitternd, mit erstickter Stimme. „Ich habe fest geschlafen.“

„Sie haben nichts von einem Schusse oder Schrei gehört? Ihnen ist kein Geräusch aufgefallen?“

„Nichts.“

„Wie lange stehen Sie im Dienst der Wolterschen Bank?“

„Beinahe dreißig Jahre.“

„Sie haben während dieser Zeit stets die Stelle des Portiers eingenommen?“

„Ja wohl.“

„Als Sie sich heute von Ihrer Nachtruhe erhoben — was taten Sie da? Erzählen Sie.“

„Ich schloß die Haustür auf, machte die Kunde durch das Gebäude, wie jeden Morgen, um mich davon zu überzeugen, ob alles in Ordnung geblieben sei, und da entdeckte ich meinen Sohn, den ich noch schlafend wähnte, und — sie. Ich war für Minuten wie gelähmt vom Schreck. Dann wankte ich mit bebenden Gliedern in meine Wohnung zurück, stotterte meiner Frau das Ungeheure zu — und — und dann warf ich noch einen Blick in das Zimmer meines Sohnes, um mich zu überzeugen, daß er wirklich nicht da war, daß ich mich nicht getäuscht hatte: ich hatte nur zu gut gesehen. Darauf stürzte ich zu Ihnen hinüber, Herr Inspektor. Das ist alles.“

„Gehörte das Verschließen der Türen für die Nachtzeit zu Ihren täglichen Obliegenheiten?“

„Ja.“

„War Ihnen das für eine bestimmte Zeit festgesetzt?“

„Neun Uhr.“

„Und Sie verschlossen gestern die Haustür wie gewöhnlich?“

„Ja wohl, wie immer.“

„Da haben Sie nichts Ungewöhnliches im Hause bemerkt?“

„Nein.“

„Ihr Sohn wohnte bei Ihnen?“

„Ja. Er hatte sein eigenes Zimmer.“

„Mit apartem Ausgange?“

„Ja. Wenn Sie es sich ansehen wollen —“

„Später. Kannte Ihr Sohn die Frau des Kassierers näher?“

„Ich habe keine Ahnung,“ sagte Krause bekümmert. „In solche Sachen weihte er mich nicht ein. Er hat niemals darüber gesprochen,“ beteuerte er wiederholt. „Er hat nie den Namen der Frau vor mir genannt.“

„Wie erklären Sie sich das Beisammensein der beiden?“

„Ich kann mir nichts erklären, nichts,“ betonte Krause.

„Wie kann Ihr Sohn in die Stahlkammer gekommen sein?“

„Er hatte den Schlüssel unter Aufsicht.“

„Ihr Sohn? Einen Schlüssel, den er bei sich trug?“

„Nein, der stets an einer bestimmten Stelle neben dem Haustürschlüssel in seinem Zimmer hing. Es war nur ein Aushilfeschlüssel der äußeren Tür. Dem ersten und die Schlüssel für die inneren Türen besitzt der Direktor der Bank, den zweiten der Kassierer.“

„Ihr Sohn war bei der Bank beschäftigt?“

„Ja, als Kassenbote.“

„Seit wann?“

„Seit vier Jahren.“

„Wann haben Sie Ihren Sohn lebend zum letzten Male gesehen?“

„Gestern abend, ehe er sein Zimmer aufsuchte.“

„Um schlafen zu gehen?“

„Wohl kaum. Dazu war es noch zu früh. Es war erst sechs Uhr vorbei. Er wird höchstwahrscheinlich noch gelesen haben. Er las gern.“

„Könnte er etwa noch ausgegangen sein?“

„Das ist nicht wahrscheinlich, da er das nur selten des Abends tat.“

„Die Möglichkeit aber liegt vor?“

„Ja.“

„Er konnte sein Zimmer verlassen, ohne daß er Sie störte oder Sie ihn auch nur hörten?“

„Wenn er die Absicht gehabt hätte, heimliche Wege zu machen, so wäre ich davon schwerlich etwas gewahr geworden oder ich hätte direkt in sein Zimmer gehen müssen. Ich kannte aber meinen Sohn, daß ich ihm vertrauen konnte und ihm solche Wege nicht zumuten durfte.“

„Speiste denn Ihr Sohn nicht mit Ihnen zum Abend?“

„Nicht immer. Meine Frau setzte ihm das Essen frühzeitig aufs Zimmer, und er aß, wann es ihm beliebte.“

„War Ihr Sohn in Geldverlegenheit?“

„Nein.“

„Hatte er Schulden oder Passionen? Spielte er etwa?“

„Nichts. Ich weiß von nichts,“ kam es in aufrichtigem Tone über des Alten Lippen.

Frank, der ihn unablässig heimlich, doch scharf beobachtete, mußte sich sagen, daß Krause nach bestem Gewissen die Wahrheit sprach.

„Haben Sie auch nicht gehört, daß er in der Nacht aufstand?“ inquirierte der Inspektor den alten Mann weiter.

„Nichts. Wahrhaftig nichts.“ Und dabei blieb er auf alle Fragen, die noch an ihn gestellt wurden.

Nach ihm wurde seine Frau vernommen. Die wußte noch weniger. Auch ihr war von einem Verhältnis zwischen ihrem Sohne und der neben ihm tot gefundenen, wie überhaupt mit einer Frau nicht das geringste bekannt.

Mittlerweile war die Stunde herangerückt, in der die Bankbeamten zu ihrem Tagesdienst eintreffen mußten. Bertold Kupfer war einer der ersten, die kamen. Er wurde sofort dem Staatsanwalt gemeldet.

„Führen Sie ihn, ohne ihm Mitteilung von dem Vorgefallenen zu machen, hierher,“ gebot der hohe Gerichtsbeamte.

Mit einer gewissen Spannung wurde der Zitierte erwartet. Es währte nicht lange, als er erschien. Er war ein nicht unschöner Mann, blond, bartlos, mit dunkelgrauen Augen und einer Gesichtsfarbe, die sonst wohl frisch zu nennen sein mochte, heute jedoch blaß und übernächtigt aussah. Die im Augenblick fast schwarz erscheinenden Augen blickten fragend auf die Herren in der Portierwohnung.

„Herr Kassierer Bertold Kupfer?“ fragte der Staatsanwalt.

„Der bin ich,“ klang die sonore Stimme des Befragten ohne jede bemerkbare Unruhe. „Sie wünschen —?“

„Einige Auskünfte, mein Herr. Wollen Sie mir rückhaltlos etliche leicht zu beantwortende Fragen erlauben.“ nahm der Polizei-Inspektor das Verhör auf.

„Bitte, Herr Inspektor. Wir kennen uns ja.“

„Kommen Sie von Hause?“

„Direkt.“

„Befand sich Ihre Frau Gemahlin dort?“

„Nein,“ erwiderte Kupfer, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen. „Sie ging gestern abend mit ihrer Mutter ins Theater und wird, da sie nicht zurückkehrte, wie öfters, in ihrer mütterlichen Wohnung geblieben sein.“

„Ihre Frau blieb öfters in der Nacht aus?“

„Bei ihrer Mutter, wie ich erwähnte,“ antwortete Kupfer. „Doch ich verstehe nicht —“

„Sie sollen sofort Aufklärung erhalten,“ fiel der Inspektor ein. „Zuvor nur noch eine Frage. Waren Sie Ihrer Frau so sicher, daß Sie sie nirgend anders, als bei ihrer Mutter vermuteten?“

„Herr Inspektor, das ist eine Beleidigung!“ brauste der Kassierer entriistet auf. „Ich bitte Sie, mir offen zu erklären, was Sie von mir wollen. Wenn ich mir der Situation recht bewußt bin, ist dieses ein Verhör. Wissen Sie etwas von meiner Frau? Sie war eigentümlicherweise noch nicht zurückgekehrt, als ich mich auf den Weg hierher machte. Sonst pflegte sie, wenn sie bei ihrer Mutter übernachtet hatte, morgens in aller Frühe heimzukommen. Sie ängstigen mich mit Ihren Fragen. Ich bitte Sie dringend um Aufklärung.“ Die Sätze waren so korrekt und natürlich gesprochen, daß Frank, der den Kassierer beobachtet hatte, dachte: entweder ist er an dem Ereignis so unschuldig wie Du oder er ist ein abgefeimter Komödiant. Man könnte wohl das erstere annehmen.

„Wir haben Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen,“ mischte sich der Staatsanwalt in die Unterredung. „Fassen Sie sich, Herr Kupfer. Ihre Frau ist in dieser Nacht nicht bei ihrer Mutter gewesen, sondern —“ Der Beamte zögerte, zu vollenden.

„Sondern?“ fragte Kupfer unruhig.

„Sie hat andere Wege gehabt.“

„Sie beschimpfen meine Frau und mich!“ flammte der Kassierer von neuem zornig auf.

„Ich verstehe Ihre Erregung,“ fuhr der Staatsanwalt gemessen fort. „Dennoch bin ich gezwungen, meine Worte

aufrecht zu erhalten. Ihre Frau hat in dieser Nacht andere Wege gehabt, als die zu ihrer Mutter — welcher Art, werden wir hoffentlich in nächster Zeit festzustellen in der Lage sein. Ihre Frau befindet sich in diesem Gebäude.“

„Hier? In der Bank?“

„An einer Stelle, die uns ihre Anwesenheit unerklärlich finden läßt.“

„Ich bitte Sie —“

„Einen Augenblick. Kennen Sie den Sohn des Portiers, Leo Krause?“ forschte der Inspektor.

„Sehr gut. Er ist Bote der mir unterstehenden Kasse.“

„Kannte auch Ihre Frau ihn?“

„Ja,“ gab der Gefragte als Auskunft. „Er hat mitunter Gänge für mich zu meiner Frau zu machen gehabt. Doch begreife ich nicht, falls Sie an eine andere Beziehung denken sollten, wie Sie mir das erklären wollen. Ein Bote und meine Frau?“

„Ich habe von einer Beziehung nicht gesprochen,“ bemerkte der Inspektor.

„Aus Ihrer Frage klang dieser Gedanke heraus. Bin ich das Opfer eines Mißverständnisses oder eines Unglücks? Ich bitte Sie, foltern Sie mich nicht mit Ungewißheit!“

„Es ist etwas geschehen, über das wir von Ihnen Klarheit zu erhalten hofften. Wollen Sie uns begleiten, Herr Kupfer?“

„Wohin?“

„Nur über den Korridor.“ Der Staatsanwalt schritt bereits voran, dem Ort der unheilvollen Tat zu. Kupfer und die anderen Herren folgten. Auf dem Wege dahin fuhr der Staatsanwalt fort: „Besitzen Sie den Schlüssel zur Sicherheitskammer der Bank?“

„Ja wohl.“

„Können Sie ihn herbeischaffen?“

Kupfer griff in die Tasche seines Weinkleides und zog ein Bündel Schlüssel hervor. Einen dieser heraushebend, reichte er ihn dem Beamten hin. „Bitte, dies ist er.“

„Am Bündel Befindet er sich stets an diesem Ringe mit den anderen Schlüsseln?“

„Ich gebe ihn niemals, auch nicht eine Sekunde, aus

meinen Händen Er schließt, respektive öffnet jedoch nur die Außentür. Die Sache wird mir immer rätselhafter.“

„Auch wir stehen vor einigen Rätseln,“ äußerte der Richter. Er faßte nach der leise zuckenden Hand des Kassierers und führte ihn die schmale Treppe zu den Kellerräumen hinab. Wir haben Ihnen die traurige Mitteilung zu machen, daß Ihre Frau in dieser Nacht am Herzschlage plötzlich verstorben ist.“ Mit diesen Worten zog er ihn vor das blasser Gesicht der auf der Schwelle zur Stahlkammer liegenden Toten.

„Luciel!“ gellte es an den Wänden des engen Raumes wider. Mit einem Aufschrei warf sich Kupfer über den Körper der weiblichen Leiche; ein krampfhaftes Aufschluchzen entrang sich seinen Rippen, dann blieb er unbeweglich liegen: eine Ohnmacht hatte ihn befallen.

Geheimagent Frank schlich sich unbemerkt die Treppe hinauf, über den Korridor in die Portierwohnung zurück. „Lassen Sie mich das Zimmer Ihres Sohnes sehen,“ wünschte er.

Bereitwillig wurde er dorthin geführt. Rasch blickte sich Frank nach der Stelle um, wo die Schlüssel hängen sollten. Der zweite Haustürschlüssel und der Schlüssel zur Stahlkammer, den der junge Krause in Obhut gehabt hatte, fehlte. „Der letztere steckt im Schloß. Wo aber ist der Haustürschlüssel? Wer hat den an sich genommen?“ Er lag auch nicht an anderer Stelle, wie sich Frank nach einer gewissenhaften Untersuchung überzeugte.

Ehe er das Zimmer verließ, nahm er noch eine sorgfältige Musterung des Raumes vor. Die einfache Einrichtung erzählte ihm nichts Besonderes: die Wände waren mit Stichen und Porträts der Eltern bedeckt: doch war nirgends ein Bild zu entdecken, das das der Toten hätte darstellen können; nirgends fand sich ein Zeichen, das an sie erinnerte.

Gedankenvoll verließ Frank wieder die Wohnung des Portiers.

Vor der Tür kam ihm Talbach mit verstörter Miene entgegen. „Der Kassierer —“

„Was ist mit ihm?“

„Er hat einen Schlaganfall bekommen.“

„Tot?“

„Nein. Er ist der Sprache beraubt. Die Erschütterung —“

Frank hörte nicht weiter. Mit hurtigen Schritten eilte er den Korridor hinunter. Er fand die Mitteilung seines jüngeren Kollegen bestätigt. Bertold Kupfer hatte vor Entsetzen und Erregung die Sprache verloren.

In dem bürgerlich ausgestatteten Zimmer eines Vorstadthauses hielt sich eine junge Dame von etwa fünfundzwanzig Jahren auf. Sie war schlank und blond, doch von einem Blond, das leise ins Rötliche spielte; die kohlschwarzen Augen beschatteten lange Seidenwimpern und die dichten, geschwungenen Brauen kontrastierten selten schön mit der zartweißen, sommersprossenlosen Stirn.

Um sie war eine ältere Dame beschäftigt, die sich durch die Ähnlichkeit mit der jüngeren auszeichnete, nur daß die Haare bereits ergraut waren. Sie schloß eben einen Koffer, in den sie die notwendigsten Sachen für eine Reise gepackt hatte.

Die Jüngere hielt einen zerfnitterten Zettel in der Hand, den sie vor einigen Stunden, in aller Morgenfrühe, in geschlossenem Couvert von einem Boten zugestellt erhalten und den sie wohl ein Duzend Mal bereits überflogen hatte. Die wenigen, auf ihm stehenden Worte lauteten: „Mißglückt. Halte Dich zur Abreise bereit. Bin gegen elf Uhr bei Dir, wenn es geht. Undernfalls mußt Du ohne Wiedersehen fort.“ Eine Unterschrift fehlte.

Unruhig durchmaß die junge Dame die Länge des Zimmers. „Ob er kommen wird?“ Dieser Gedanke kreiste fast ausschließlich in ihrem Gehirn. „Wenn ich nur erst Gewißheit hätte!“

„Er schreibt: gegen elf Uhr,“ erinnerte die Ältere.

„Wenn es geht, fügt er hinzu. Ich halte diese Folter nicht mehr aus,“ kam es stöhnend über die Lippen der anderen.

„Es ist bereits halb elf Uhr. Wenn er keinen Verdacht erregen will, wird er nicht früher kommen können. Ge-

fährliches kann nicht geschehen sein, sonst hätte er schwerlich die Nachricht senden können.“

„Sobiel sage ich mir auch, Mutter,“ fiel die Blonde nervös ein. „Aber weiter wissen wir auch nichts. Wenn ich nun ohne weitere Mitteilung fahren muß? O mein Gott!“

„Dann benachrichtige ich Dich.“

„Wann geht der Zug?“

„12 Uhr 35 Minuten.“

„Und doch wollte ich, ich säße erst im Coupé!“

„Ich habe im Augenblick keinen heißeren Wunsch,“ bemerkte die Mutter, von der Unruhe der Tochter angesteckt. „Ich wollte, die nächsten Stunden lägen erst hinter uns! Willst Du Dir nicht endlich die Perücke aufsetzen?“

„Bevor er hier ist?“

„Es könnte jemand herführen — irgend einen Unwillkommenen — Frager — Aushorcher, was weiß ich. Es darf Dich niemand mehr hier sehen, Lucie. Auch das Dienstmädchen kann von ihrer Urlaubsreise zurückkehren.“

„Deren Zug trifft erst später ein — sie fährt mit der Sekundärbahn, die meistens verspätet,“ entgegnete Lucie. „Soffentlich kommt sie nicht, bevor ich das Haus verlassen habe. Keinesfalls darfst Du sie in die Zimmer lassen. Und ein anderer wird schwerlich bis hierher, ins Hinterzimmer, dringen.“

„Die Behörde hindert keine Gewalt.“

„Die Behörde?“ fuhr Lucie schreckhaft auf. „Fürchtest Du, daß sie kommen könnte?“

„Wir wissen nicht, was geschehen ist.“

Die Jüngere sah nach der Uhr. „Dreiviertel elf. Die Zeit schleicht wie die langsamste Schnecke.“

„Mache Dich fertig,“ flehte die Mutter. „Mit Deiner Erregung verdirbst Du leicht noch etwas. Ich werde Dir behilflich sein.“

Lucie ließ es geschehen, daß ihr die Mutter das natürliche Haar fest und flach aufsteckte und dann eine bereitgehaltene Perücke von tiefschwarzen Locken über das Blond zog. Dies Verfahren gab der jungen Dame sofort ein anderes Aussehen, so daß selbst eine intime Freundin in Lucie nicht die Tochter des Hauses wiedererkannt haben würde. Einige

Striche mittels Rotstifts und etwas Puder veränderte auch die Farbe der Wangen.

„Ist nun alles in Ordnung?“ fragte die Junge ihre Mutter, deren Sorgfalt soeben beendet war.

„Bertold kann kommen; er selbst wird auf den ersten Blick Dich nicht wiedererkennen.“

Der Zeiger der Gängeuhr wies auf zwei Minuten vor elf Uhr, als hastige Schritte auf der Treppe zur Wohnung nahen. Gleich darauf schellte es, und als die Mutter Lucies, Frau Amalie Nesper, die Haustür öffnete, stürmte Bertold Kupfer, der Kassierer der Wolterschen Bank, ins Entree. „Wo ist Lucie?“ stieß er heraus.

„In ihrem Zimmer.“

Kupfer ging rasch an Frau Nesper vorüber und trat bei der Gesuchten ein. Einen Augenblick hielt er stehend an der Schwelle. „Wer —? Du, Lucie?“ unterbrach er sich, sie erkennend. „Trefflich! Außerordentlich!“ lobte er. „Ich hätte bald selber eine Fremde in Dir gesehen. Bist Du zur Abfahrt bereit?“

„Wir können zur Bahn. Doch erkläre zunächst —“

„Später, später,“ gab er in fliegender Hast zur Antwort. „Der junge Krause fiel seinem Diensteifer zum Opfer — da war es mir nicht mehr möglich, in die Stalkammer einzudringen. Die Gefahr der Entdeckung lag zu nahe; meine Aufregung machte mich kopflos. Es bleibt im Augenblick, falls mir nicht noch die unmittelbare Aussicht einen glücklichen Gedanken gibt, bei der Lebensversicherungssumme allein. Von anderem wirst Du in Hamburg hören, wo Du im Hotel Kronprinz von Preußen Nachrichten oder mich erwarten sollst, gleichviel, wie lange es dauert. Ich kann erst fort, wenn ich kein Hindernis mehr finde oder unauffällig Urlaub nehmen kann. Sorge Dich nicht, Dir wird nichts geschehen, da Du nichts begehst, als daß Du Dich verborgen hältst. Setz fort. Doch noch eins,“ unterbrach er sich, an beide Frauen gewendet: „Ich gelte für stumm. Beim Anblick des Opfers habe ich die Sprache verloren. Bei Konfrontationen ist dies wichtig. Mir kam der Gedanke beim Erwachen aus einer Ohnmacht. Eine Antwort, die schriftlich oder durch Behörden gegeben werden muß, kann reiflicher überlegt und vorsichtiger werden.“ Und zu Frau

Nesper: „Man wird Sie vielleicht ins Verhör nehmen — Lucies wegen. Sagen Sie nichts davon, daß ich bereits hier war.“ Wieder zu Lucie: „Nun lebe wohl. Du mußt allein zur Bahn — wir nehmen hier voneinander Abschied.“

„Allein zur Bahn?“

„Es geht nicht anders. In der nächsten Straße besteigst Du einen Taxameter, der Dich schnell zum Zuge bringt. Ich kann auf keinen Fall mit. Bedenke, wenn man mich sähe! Wenn man Dich auch nicht erkennen und durch Dich keinen Verdacht schöpfen kann: es gibt gerissene Detektives, die beobachten und kombinieren könnten. Sei vorsichtig und folgsam, Lucie. Es gilt unsere Zukunft. Schreibe vorläufig nicht — auf keinen Fall an mich. Wenn sich die Aufregung der Gemüter und die Aufmerksamkeit der Behörden gelegt hat, folge ich Dir und dann —“

„Wird uns nichts mehr trennen?“ fiel die junge Dame ein.

„Nein!“

„In welchen Wirrwarr stürze ich mich! Es ist einzig aus Liebe zu Dir, Bertold. Sage mir nur noch —“

„Frage nicht! Es ist besser so — für alle Fälle. Es ist anders gekommen, als ich es vorauszusehen glaubte. Frage nicht. Du eilst und rettetest uns beide.“

„Lebe wohl, Bertold!“

„Lebe wohl!“ Er küßte sie innig. „Ich verlasse vor Dir das Haus. Du gehst, wie vereinbart — allein. Die Mutter bleibt zurück. So wird nichts auffallen. Lebe wohl!“ Er war im Begriff zu gehen, als es an der Entree-tür schellte.

Alle drei erbleichten.

„Wer kann das sein? Mutter, was Sie auch erfahren,“ flüsterte Kupfer, „es gehört zu meinem Plan. Gehen Sie öffnen und geben Sie uns ein Zeichen, wenn ein Ungehöriger an der Tür ist.“

Frau Nesper hatte sich gefaßt. „Ich will Euch warnen.“ Sie ging und öffnete. Das bedienstete Mädchen war's, das von ihrem erhaltenen Urlaub zurückkehrte.

„So zeitig?“ fragte die Hausfrau verwundert.

„Ja,“ grinste die Gefragte. „Die Bahn ist ausnahmsweise mal früher eingelaufen.“

„Geh' in Deine Kammer. Ich werde Dich rufen, wenn Du Deine Sachen ausgepackt hast und ich Deiner bedarf.“

Kupfer atmete auf. Noch einmal einige Abschiedsworte sprechend und zur Vorsicht mahnend, verließ er mit einem flüchtigen Händedruck die Wohnung.

Die ersten Gassen durchstürmte er mit großer Eile. Erst als er sich dem Mittelpunkt der Stadt näherte, mäßigte er seinen Schritt, nahm eine schmerzliche Miene an und hob fast gar nicht den umflort scheinenden Blick.

In der Nähe seiner Wohnung trat ihm ein Herr entgegen und begrüßte ihn.

Kupfer hob den Kopf und dankte stumm.

„Menschenkind, was ist Ihnen?“ fragte der Bekannte, besorgt in sein Gesicht blickend. „Wie sehen Sie aus? Rater?“

Kupfer schüttelte den Kopf.

„So reden Sie doch! Ist etwas geschehen?“

Der Gefragte deutete ihm, daß er durch einen plötzlichen Schmerz der Sprache beraubt sei.

Entsetzt wich jener zurück. „Wie ist das Unglück gekommen?“

Kupfer zog einen Notizblock nebst Bleistift aus der Brusttasche und schrieb dem Bekannten auf, ihm sei bei dem Anblick seiner jäh am Herzschlag verstorbenen Frau die Zunge gelähmt.

„Mein tiefstführendstes Beileid! Ihre junge, bezaubernde Frau tot? Was haben Sie begangen, daß Sie mit einem solch schweren Unglück bestraft werden müssen? Und das nicht allein! Dazu noch die Sprache verloren! Menschenkind, was fangen Sie bei Ihrer Stellung da an?“

„Das weiß der Himmel! Goffentlich kann ich — im schlimmsten Falle mit Hilfe eines Assistenten — sie dennoch ausfüllen. Für heute habe ich mich dispensieren und vertreten lassen,“ schrieb Kupfer auf. „Ob eine Aussicht auf Rettung, werden mir die Aerzte sagen.“

Während der andere mit bestürzter Miene die Zeilen las, rollte ein Wagen die Straße herunter. Kupfer schielte zu ihm hinüber und bemerkte von der Injassin des Ge-

fährts eine vorsichtig winkende Handbewegung. Unmerklich erwiderte der Kassierer den Abschiedsgruß. Dann rollte das Fuhrwerk in der Richtung nach Westen, wo der Bahnhof der Stadt lag, davon.

„Ich kann mir Ihren Schmerz, Ihre Fassungslosigkeit vorstellen,“ sagte Kupfers Bekannter mit tiefem Mitleid. „Darf ich Ihnen irgendwie meine Hilfe anbieten?“

Kupfer dankte verneinend und ließ nur ein schmerzliches Zucken um seine Lippen spielen. Nach einigen Redensarten, die er noch über sich ergehen lassen mußte, verabschiedete sich der Bemitleidete und suchte seine Wohnung auf.

*
*
*

Geheimpolizei-Inspektor Riechert war mit César Frank, seinem gewiegtesten Detektiv und direkten Untergebenen, in seine Wohnung, gegenüber der Karl Wolterschen Bank, zurückgekehrt. Er bot dem Agenten eine Zigarre, zündete selbst eine solche an und goß sich aus einer auf dem Schreibtisch zwischen Papieren stehenden Flasche eine Selters in ein Glas. Das Gesicht des Chefs der Kriminalabteilung hatte einen sorgenvollen, bekümmerten Ausdruck angenommen; seine Finger trommelten, nachdem er das Wasser ausgetrunken, ungeduldig auf der Tischplatte, während seine Lippen eifrig an der Zigarre jogen und den blauen Rauch stoßweise in das Zimmer bliesen.

„Ich weiß nicht aus noch ein; ich sitze fest,“ begann er nach einer Weile zu seinem, ihm in vollkommener Ruhe gegenüberstehenden Untergebenen, der sich anscheinend das feindustende Tabakstrauch schmecken ließ. „Es ist zum Verzweifeln! Ich komme mir ganz überflüssig auf der Welt vor. Denn wie ich mir auch den Kopf zerbreche, ich finde keine Lösung dieses Verbrechens. Teilen Sie mir Ihre Ansicht über diese Angelegenheit mit.“

Frank hatte unbeweglich dageessen; jetzt fuhr er, ehe er antwortete, einige Male mit der Rechten über die hohe gewölbte Stirn, dann sah er den Vorgesetzten mit seinen klugen, scharfblickenden Augen eine Weile schweigend an,

wiegte sinnend den Kopf hin und her und begann endlich: „Nach meinen Beobachtungen könnte sich die Sache etwa so zugetragen haben: ein mit den Raumverhältnissen des Bankgebäudes festvertrauter Mann hat in Gemeinschaft mit der vom Herzschlage Betroffenen einen Einbruch verübt. Die Gründe, warum eine Frau — zumal diese Frau — hierbei eine Rolle gespielt hat, bleiben noch zu erhellern. Sie kann Aufpaßdienste getan, kann dem Einbrecher geleuchtet haben — dieses schließe ich aus zahlreichen Tropfen einer Stearinkerze, die ich auf dem Fußboden des Kellergewölbes wahrgenommen — sie kann auch als Deckung haben dienen sollen oder müssen. Jedenfalls ist diese Frau dabei gewesen, als ihr Helfershelfer die Tür zur Stahlkammer mit dem Schlüssel, der der Obhut des ermordeten Krause anvertraut war und in dessen Wohnung tatsächlich fehlte, öffnete. Hierbei muß das Schloß wohl ein Geräusch verursacht haben, das den jungen Krause anlockte. Es kann diesen aber auch die Entdeckung des fehlenden Schlüssels besorgt gemacht haben und er kann dem Diebe dieses Schlüssels nachgegangen sein, Böses ahnend. Der Dieb dieses und des Haustürschlüssels, oder ebenfalls vermist wird, muß nun entweder Frau Kupfer oder ihr Helfershelfer gewesen sein. Das Paar ist von Krause überrascht worden. Die blonde Frau hat vor Schreck den Herzschlag bekommen und ist tot umgesunken — falls sich der Arzt über die Todesursache nicht geirrt hat — Krause ist darauf von dem Einbrecher angegriffen und durch einen Schuß niedergestreckt worden. Sterbend sank er über die Leiche der Frau. Der Einbrecher ist dann — wohl aus Entsetzen über seine Tat — ohne weiter vorzudringen und den Raub an sich zu reißen, entflohen.“

Der Inspektor nickte. „Das ist eine Kombination, die mit den Tatsachen übereinstimmen könnte. Es fragt sich dann vor allem, wer der mit Frau Kupfer liierte Mann gewesen sein kann. Das zu eruieren muß unsere erste Aufgabe sein.“

„Ich glaube kaum, daß wir hier weit zu suchen haben werden.“

„Erklären Sie.“

„Der eigene Ehemann: Kassierer Kupfer.“

„Nein!“ fuhr der Vorgesetzte auf. „Das ist, so nahe

es liegt, unmöglich. Unmöglich, sage ich Ihnen. Kupfers Vermögensverhältnisse sind keineswegs derangirierte, seine Stellung ist eine feste und schließlich — wenn er einen Einbruch geplant hätte — stand ihm sein eigener Kassenschlüssel zur Verfügung. Wie Sie gesehen haben, hatte er diesen bei sich.“

„Er wäre ein leichtsinniger, unborsichtiger Tor, wenn er für diesen Zweck hätte den eigenen Schlüssel benutzen sollen, denn daß dessen Verlust sofort zur Anklage gegen ihn führen würde, mußte er sich wohl selbst sagen.“

„Um eine solche Tat zu begehen, brauchte er doch nicht die Nacht zu Hilfe zu nehmen,“ wendete der Inspektor unmutig ein. „Er hätte ganz offen am Tage in die Stahlkammer steigen und sich aneignen können, so viel er wollte.“

„Das wäre seinen Kollegen wohl aufgefallen und hätte schnell zu einer Entdeckung geführt.“

„Doch weniger schnell, als nach einer nächtlichen Ausführung, zu der er noch seine Frau mitnimmt. In der Kasse, der er vorsteht, werden genug Münzen, Scheine und Effekten gebraucht, so daß er sich — wenn nicht anders, allmählich — damit reichlich versehen und dann das Weite suchen konnte. Das ist entschieden ein Holzweg, bester Frank. Beleuchten Sie einmal das ganze Drum und Dran und Sie werden zugeben müssen, daß Sie auf falscher Fährte sind. Kupfer kann es nicht gewesen sein. Aus unserer Erfahrung wissen wir, daß jeder Verbrecher eine Dummheit begeht, durch die er meistens gefangen wird, wir wissen, daß wir damit rechnen können; aber ein Verbrechen begehen, das nichts als eine einzige Dummheit wäre, das findet so leicht nicht einen Vertreter. Kupfer kam morgens, wie immer, pünktlich auf die Bank, wie Sie gesehen haben: er wußte also offenbar nichts von der Tat. Seine Antworten waren ruhig und korrekt.“

„Ganz richtig,“ fiel der Agent ein. „Er behauptete auch, daß er von Hause käme. Unmittelbar: das kann sein. Doch wenn Sie sich seines Gesichtes erinnern, dürfte Ihnen das übernächtigte Wesen in ihm aufgefallen sein.“

„Er sah allerdings blaß aus, aber das beweist doch nicht —“ Er unterbrach sich, stand auf und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, einige Male im Zimmer auf und

nieder. „Es wird Ihnen nicht schwer werden festzustellen, wo sich Kupfer diese Nacht aufgehalten hat. Sein ganzes Auftreten heute früh war harmlos, sein Schmerz an der Leiche seiner Frau echt, natürlich! So echt, daß er von dem Schlag, der ihn getroffen, die Sprache verloren hat. Das sind doch alles Zeichen, die für und nicht gegen ihn sprechen. Ich stelle Ihnen anheim, die Sache nach Ihrem Dafürhalten zu klären — selbstverständlich — doch bitte ich Sie, sich sehr genau zu orientieren, lieber Frank. Wir können nicht auf einen bloßen Schein, der nichts, als einen Schimmer von Verdacht zufällig nahelegt, ihn einer solch ungeheuren Tat bezichtigen. Sie werden sich zunächst genauer über seine Verhältnisse und seine Lebensweise zu informieren, über Charakter und etwaige Leidenschaften zu erkundigen haben, vielleicht, auch die Mutter der Toten mit aller Vorsicht zu vernehmen. Mit aller schuldigen Rücksicht, sage ich, denn wie Sie wissen, brachte Talbach die Nachricht, daß die Tochter der alten Dame, eben Kupfers Frau, die Nacht nicht bei ihr zugebracht habe, sondern sogleich nach Schluß des Theaters heimgefahren sei. Ein Gespräch mit ihr könnte vielleicht dahin führen, daß wir eine Spur des wahren Täters entdecken und zwar durch Anhaltspunkte, die sich aus dem Umgang der jungen Dame mit anderen ergeben — falls Frau Nesper nach dieser Richtung hin irgend etwas wissen sollte. Doch diskret, diskret, lieber Frank — sonst könnten wir in die fatalsten Schwulitäten geraten.“

„Sie können meiner Vorsicht vertrauen,“ erwiderte der Detektiv. „Ueberlassen Sie mir die Recherchen und geben Sie mir unbeschränkte Vollmacht, Herr Inspektor?“

„Die unbedingteste. Doch, ich wiederhole, vorsichtig,“ mahnte Niechert mit einigen aufatmenden Zügen. „Haben Sie sich schon einen Operationsplan zurechtgelegt?“

„Noch nichts Feststehendes,“ salvierte sich der Untergebene. „Jedenfalls werde ich Frau Nesper und Kupfer selbst verhören.“

„Das letztere dürfte Ihnen schwer werden, da Kupfer nicht zu sprechen imstande ist.“

„Die Sprache kann sich wiederfinden,“ schaltete Frank ein.

„Fraglich — fraglich. Und wenn nicht — wie dann?“

„Ich werde mich mit ihm zu verständigen wissen,“ lautete die mit voller Seelenruhe gegebene Antwort. „Es gibt Zeichen und Papier.“

„Sie halten an Ihrem Verdacht fest?“

„Verdächtigsein ist noch nicht Ueberführtsein,“ wick der Gefragte aus. „Die Sache kann auch ganz anders zusammenhängen. Möglich, daß seine Frau einen heimlichen Liebhaber gehabt hat, mit dem sie gemeinsame Sache machte.“

„So weit mir ihr Ruf bekannt ist, zweifle ich an der ehelichen Untreue dieser Frau. Ich halte das für undenkbar.“

„Es ist nichts undenkbar, Herr Inspektor, und vieles wahrscheinlich,“ entgegnete Frank mit stoischer Gelassenheit. „Jedenfalls müßte man nach dieser Seite hin die Angelegenheit ebenfalls beleuchten. Ich will mich sofort auf den Weg machen.“

„Tun Sie das. Sie werden begreifen, daß mir sehr viel daran liegt, den Täter in meine Gewalt zu bekommen.“

„Ich verstehe,“ sagte der Detektiv. Er hatte sich erhoben, um zu gehen. „Es soll alles besorgt werden. Wenn ich etwas zu melden habe, werden Sie es, sollte ich persönlich verhindert sein, auf irgend einem Wege erfahren.“

„Sie werden mir doch täglich Rapport erstatten?“

„Es könnte sein, daß ich gezwungen werde, einige Zeit nichts von mir sehen zu lassen.“

„Ich vertraue Ihnen. Doch versäumen Sie nicht, der Obduktion der Leichen beizuwohnen, die heute nach Mittag im Leichenhause stattfindet,“ erinnerte der Inspektor.

„Wenn mich nichts Wichtigeres zurückhält, werde ich zur Zeit an Ort und Stelle sein. Auf Wiedersehen, Herr Inspektor.“

„Auf Wiedersehen, lieber Frank,“ grüßte Niechert und reichte dem bewährten Manne die Rechte. „Ich weiß die Sache in guten Händen. Auf Wiedersehen!“

Als der Kommissar ging, sah ihm der Vorgesetzte mit schweren Gedanken nach.

Frank schlug zunächst den Weg nach der Vorstadt ein, wo Frau Amalie Messer wohnte. Er ließ sich bei der alten Dame melden und wurde von ihr sofort empfangen.

„Sie wünschen mich in einer wichtigen Angelegenheit

zu sprechen, teilte mir das Mädchen mit; ich stehe zu Diensten," sagte Frau Nesper und lud den Besucher ein, Platz zu nehmen. „Um was handelt es sich?"

„Um Ihre Frau Tochter," ging Frank ohne Zögern auf sein Ziel los. „Sie wissen, was in dieser Nacht geschehen ist?"

„Sie erschrecken mich, mein Herr. Keine Silbe. Vor einigen Stunden erkundigte sich bereits ein Herr danach, ob meine Tochter diese Nacht bei mir gewesen sei, ohne einen Grund für seine Frage anzugeben. Lucie ist doch nichts zugestoßen?"

Frank teilte ihr vorsichtig den Tod der Tochter mit. Leichenblässe überzog die Wangen der alten Dame. Lucie tot? Was bedeutete das? Ihre Tochter konnte die Erwähnte unmöglich sein. Wie sollte — — da fielen ihr die Worte ihres Schwiegersohnes ein: was sie auch erfahre, es gehöre zu seinem Plan. Sie tat also, als glaubte sie an die Nachricht des Kommissars und brach in lautes Schluchzen aus. Verzweifelt ließ sie ihren Kopf in die Rissen des Sofas sinken, auf dem sie saß. Die zitternden Hände bargen ihre schmerzgeschlossenen Augen.

Der Kommissar beobachtete Frau Nesper scharf; er schwieg und ließ sie die Mitteilung verwinden. Ueberrascht machte er die Wahrnehmung, daß der Schmerz der Mutter nicht heftiger zum Ausdruck kam und nicht allzulange anhielt. Hatte diese Frau ihr Kind nicht sehr geliebt?

Unter Tränen erhob Frau Nesper ihren Blick. Eine Trauer, die dem intimen Beobachter nicht echt zu sein schien, lag auf ihrem Antlitz. Frank konnte sich diese Art nicht erklären. „Erzählen Sie mir Näheres. Was hat den Herzschlag verursacht?" erkundigte sich die alte Dame im Tonfall einer rührenden Stimme.

Eine ganze Kette gemischter Gefühle peinigte den Polizisten, als er das Geschehene schilderte.

„Nicht möglich! Nicht möglich! Grundäutiger Himmel!" jammerte die Dame. „Wie soll Lucie bei Nacht in jenes Bankhaus gekommen sein?"

„Das ist ein Rätsel, vor dessen Lösung die Behörde ebenfalls feststeht. Wann sahen Sie Ihre Frau Tochter zum letzten Male?"

„Als wir nach Schluß des Theaters einander gute Nacht wünscheten.“

„Welches Stück sahen Sie sich an?“

„Aida von Verdi.“

„Die Oper endete nach zehn Uhr?“

„Nach zehn einhalb Uhr. Ich war um elf Uhr zu Hause,“ antwortete Frau Mesper.

„Ihre Frau Tochter ging zu Fuß — allein — nach Hause?“

„Sie rief einen Wagen und fuhr in ihm — allein — ihrer Wohnung zu.“

„Haben Sie gehört, daß Frau Kupfer dem Kuticher befohl, nach Hause zu fahren?“

„Nein. Ich strebte meiner Behausung zu, um diese nicht gar zu spät zu erreichen, da ich mich ohne Schutz auf der Straße befand.“

„Trug der Wagen eine Nummer?“

„Vermutlich.“

„Sie haben sich eine etwaige Nummer nicht angesehen?“

„Nein. Ich achtete nicht darauf,“ sagte die alte Dame, ab und zu ihr Taschentuch an die Augen führend.

„Verzeihung, wenn ich Sie mit Fragen belästige,“ fuhr der Polizist fort, „aber es liegt wohl mit in Ihrem Interesse, wenn wir Klarheit in die betrübende Angelegenheit zu schaffen suchen. Lebte Ihre Frau Tochter mit ihrem Manne in glücklicher Ehe?“

„Ganz entschieden.“

„Sie glauben demnach, daß sie ein Interesse für andere Personen nicht hatte? Ich meine ein auffallendes intimeres Interesse oder gar einen Umgang mit anderen männlichen Personen?“

„Ich habe meine Tochter zu einer anständigen Frau erzogen,“ rief Frau Mesper entrüstet.

„Die Tugend und Ehrbarkeit einer Frau darf nicht gleich darunter leiden, wenn ihre Neigungen nicht absolut einseitige sind,“ wendete Frank, verbindlich lächelnd, ein.

„Ich beabsichtige nicht, Ihre Empfindlichkeit zu reizen, muß aber, wie ich wiederhole, meine Pflicht tun, um die Angelegenheit aufzuklären. Wissen Sie vielleicht, ob Ihre Tochter den jungen Kassenboten Leo Krause kannte?“

„Das weiß ich nicht. Möglich.“

„Sie halten es für entschieden unwahrscheinlich, daß Frau Kupfer mit diesem jungen Manne in irgend eine Beziehung getreten ist?“

„Ich vermag mich darüber nicht zu äußern, da ich nicht die geringste Kenntniß davon habe.“

„So verzeihen Sie, Frau Nesper. Ich möchte Sie in Ihrem nur zu natürlichen Schmerz nicht länger quälen, kann es Ihnen jedoch nicht ersparen, mir noch einige Fragen beantworten zu müssen.“

Die alte Dame sah ihr Gegenüber mit einer erzwungenen Resignation an. „Sie sehen, ich bin wie betäubt, mein Herr — — Nur, wenn es durchaus sein muß —“

„Ich kann es nicht umgehen. Ihr Herr Schwiegersohn hat an der Bank von Karl Wolter eine ausreichende Stellung als Kassierer — das stimmt doch? Eine Stellung, deren Dotation für seine Verhältnisse vollkommen befriedigend ist?“

„Bertold steht sich gut. Er lebt solide, läßt meine Tochter nichts entbehren und hat es trotzdem nicht nötig, Schulden zu machen. Soviel mir bekannt ist, hat er überhaupt keine Gläubiger.“

„Hat er Passionen? Kartenspiel? Frauen?“

„Keine. Er besucht nur ab und zu seinen Klub, wo es jedoch niemals unmäßig hergehen soll.“

„Ob er diese Nacht ebenfalls in seinem Klub war?“

„Das weiß ich nicht.“

„So weit ich beobachtet habe, kann er diese Nacht nicht geschlafen haben.“

Es war nur ein Moment der Unruhe, der über die Dame kam, sofort hatte sie sich wieder in der Gewalt und antwortete: „Darüber wird er Ihnen am besten selbst jede Auskunft geben können.“

„Allerdings. Wenn das Verständnis mit ihm auch zur Zeit etwas erschwert sein dürfte.“ Er warf einen forschenden Blick zu Frau Nesper hinüber. „Erwähnte ich bereits, daß er an der Leiche seiner Frau vor Schreck die Sprache verloren hat?“

„Barmherziger Himmel! Was sagen Sie da?“ fuhr die alte Dame bestürzt empor. „Er hat die Sprache ver-

loren? O dies Unglück! Dies entsetzliche Unglück! Es ist an einem nicht genug! Oh, wie schwer werde ich vom Schicksal heimgesucht!

Frank suchte sie mit einigen Redensarten zu trösten. „Es wird nur vorübergehend sein.“ Dann empfahl er sich.

Draußen öffnete ihm das dienstbare Mädchen die Tür.

„Seit wann haben Sie Herrn Kupfer nicht gesehen, Kleine?“ sprach sie der Detektiv so nebenher im Vorübergehen an.

„Seit einer Stunde nicht.“

„So? Heute vormittag besuchte er bereits seine Schwiegermutter?“

„Er schien nur in aller Eile gekommen zu sein.“

„Vor einer Stunde — so?“

„Höchstens. Ich war grad' von einem zweitägigen Urlaub mit der Bahn zurückgekommen, als ich ihn weggehen sah,“ sagte das Mädchen.

„So, so!“ Man hatte das Mädchen auf Urlaub gehen lassen? Um diese ungewöhnliche Zeit? Sm! dachte Frank. Wölplich bemächtigte sich seiner eine namenlose Erregung in Erwartung der Erwiderung auf die Frage, die er jetzt stellen wollte. Er blickte das Mädchen an, als müsse er ihr auf den Grund der Seele schauen. „Haben Sie ihn auch gesprochen?“

In diesem Augenblick klingelte es in der Wohnung. „Die Gnädigel!“ rief das Mädchen erschrocken und schloß, ohne die Frage Franks zu beantworten, hinter ihm eiligst die Tür.

Mit einem eigenartigen Zug um die Lippen schritt der Polizist davon. Kurz entschlossen rief er den nächsten Taxameter an und befahl dem Kutscher, ihn nach der Wohnung Kupfers, die er nannte, zu fahren.

Hier angekommen, mußte Frank eine längere Zeit warten, bis er vorgelassen wurde.

Mit hohlen, tiefränderigen Augen trat ihm der Kassierer fragend entgegen.

„Ich komme soeben von Ihrer Frau Schwiegermutter, für die ich von der Behörde den Auftrag hatte, ihr das sie betreffende Unglück mitzuteilen,“ begann der Kommissar. „Ein mißlicher Auftrag, dessen Erledigung mir jedoch wider

Erwarten insofern leichter gemacht wurde, als sie von dem Geschehenen selbstverständlich bereits durch — Sie Kunde hatte.“

Frank bemerkte ein leises, kaum sichtbares Zusammenzucken seines Gegenübers und wie sich dieser Gewalt antat, gemäßigzt zu erscheinen. Kupfer deutete mit einigen Gebärdenzeichen an, daß er die Sprache noch immer nicht wiedererlangt hatte, ignorierte die Mitteilung des Besuchers vollkommen und fügte die pantomimisch wiedergegebene Frage hinzu, was Frank zu ihm führe.

„Das Bestreben, denjenigen vor der menschlichen Gesellschaft sicher zu stellen, der an dem Verbrechen in der Wolterschen Bank schuld trägt,“ erklärte der Agent mit Nachdruck. Sein Blick brannte in dem seines Gegenübers. „Ich nehme an, daß auch Ihnen alles daran liegen sollte.“

Kupfer nickte eifrig.

„Darf ich erfahren, wann Sie Ihre Frau zum letzten Male lebend gesehen haben?“

Der Kassierer zog seinen Papierblock hervor und kritzelte auf die weiße Schreibfläche: „Gestern nachmittag, ehe ich in die Bank ging. Meine Frau wollte frühzeitig zu ihrer Mutter, um sie fürs Theater abzuholen.“

„Das war das letzte Mal?“

Kupfer stimmte zu.

„Wo waren Sie gestern abend, Herr Kassierer?“

Dieser schrieb auf das Papier: „In meinem Klub.“

„Lange?“

„Bis Mitternacht.“

„Und dann?“

„Zu Hause,“ lautete die schriftliche Antwort.

„Sie scheinen jedoch wenig geschlafen zu haben,“ warf der Kommissar hin.

Kupfer nickte und schrieb mit fester Hand: „Eine unerklärliche Unruhe ließ den Schlaf mich fliehen. Ob es ein Vorgefühl des Geschehenen gewesen sein mag? Ich weiß es nicht. Erst gegen Morgen fand ich ein wenig Ruhe.“

„Sie haben noch immer keine Erklärung dafür gefunden, wie Ihre Frau in das Bankgebäude gekommen sein kann?“

Der Befragte schüttelte verneinend den Kopf.

„Auch nicht, was und wer sie dahin geführt haben könnte?“

Die gleiche Antwort erfolgte.

„Nicht, wer irgend einen Umgang mit ihr oder auch nur ihr Vertrauen gehabt haben könnte?“

Frank erhielt abermals eine verneinende Antwort. Er tat noch einige harmlose Fragen, die der Kassierer schriftlich prompt erledigte, und entfernte sich dann.

„Die Sache scheint geradezu genial eingefädelt zu sein,“ dachte er, auf die Straße tretend. „Doch hoffe ich, die Fäden zu entwirren.“

Noch nicht genug mit diesen ersten Erfolgen, ging er nach dem Klub, in dem Kupfer verkehrte und zog hier, wie gleich darauf bei einigen Angestellten der Wolterschen Bank, nähere Erkundigungen über den Kassierer ein. Sie fördereten indessen nichts Erhebliches zutage.

*

*

Frank veranlaßte seinen jüngeren Kollegen Talbach, den Kassierer zu beobachten und ihm jede außergewöhnliche Abweichung von seiner bisherigen Lebensart ohne Verzug mitzuteilen. Frank selbst hielt es für wichtiger, das Haus der Frau Nesper zu bewachen. Er legte die Verkleidung eines kleinen Handwerkers an und wußte seinem Neußern eine solche Gefälligkeit zu geben, daß das bedienstete Mädchen der Frau Nesper, Minna Klein, ein Interesse für ihn gewann und sich ohne Sprödigkeit den Hof machen ließ.

Als scheinbarer Verehrer Minnas fand Frank bald unbeschränkten Zutritt zur Wohnung der unter seiner Beobachtung stehenden Dame, und wenn diese sowohl, wie ihr Schwiegersohn, mit aller erdenklichen Vorsicht ihre Tage verlebten, so spürte der Detektiv doch Einzelheiten — nur Geringsfügigkeiten — heraus, die ihm zu denken gaben. Er mußte sich zwar gestehen, daß, wenn die Schuldigen in diesem Hause zu suchen waren, oder wenn Frau Nesper Mitwissende an der Tat ihrer Tochter war, diese über eine raffinierte Schlaubeit und Vorsicht gebieten müsse, doch nur ein unentwegtes Ausharren werde zur Ueberzeugung einer Schuld

oder der vollen Unschuld führen. Kupfer, dessen Sprache sich nicht wiedergefunden, der nichtsdestoweniger seinen Posten an der Wolterschen Bank mit Hilfe eines Assistenten wieder versah, besuchte nur sehr selten seine Schwiegermutter. Und wenn dieses geschah, beschränkte sich die Unterhaltung der beiden auf das Notwendigste, wobei Kupfer sich stets mittels Zeichensprache oder Schrift verständigte.

Soviel sich Frank auch Mühe gab, irgendwo einen Anhalt seines Verdachts durch eine Schwäche oder Blöße herauszufinden, es mißlang ihm anfangs fast vollständig. Mißlaunig zog er sich mit der Zeit von dem Hause zurück und beschränkte die Besuche bei Minna, deren Zärtlichkeiten ihm lästig wurden, auf ein Minimum. Schon wollte er seine Beobachtungen ganz einstellen und eine andere Fährte aufnehmen, als er eines Abends an Stelle Minnas, die in der Küche mit der Herstellung des Abendbrotbes beschäftigt war, die Haustür öffnete und den Revierpostboten vor sich sah. Er überreichte für Frau Mesper einen Brief. Frank warf einen schnellen Blick auf den Aufgabestempel und las „Hamburg“. Sofort barg er den Brief, nachdem er hinter dem Boten die Thür geschlossen hatte, in seiner Tasche und kehrte mit einem harmlosen Gesicht zu Minna nach der Küche zurück.

„Wer war's denn?“ fragte das Mädchen.

„Es bot jemand Traktätchen an. Ich wies ihn ab,“ entgegnete Frank. „Du hast doch keine Verwendung für solche Sachen?“

Minna schüttelte lachend den Kopf. „Ein hübscher Roman in Heften und vielen Fortsetzungen ist mir lieber. Ach, fesseln solche Romane! Man kann sie gar nicht schnell genug verschlingen! Neulich hat mir Nachbars Guste einen versprochen; den hol' ich mir heut' abend — na, dann werd' ich mal schmökern! Die halbe Nacht hindurch und noch länger.“

Frank verabschiedete sich bald und eilte seiner Behausung zu. Hier nahm er sich nicht Zeit, sich umzukleiden, nicht einmal die Mütze abzunehmen. Hurtig zog er den an Frau Mesper adressierten Brief hervor und öffnete ihn vorsichtig, um ihn eventuell wieder schließen und an seine Adresse gelangen lassen zu können.

„Ich vergehe vor Sehnsucht.“ lauteten die wenigen Zei-

Ien. „Wann wird dieser Zustand ein Ende nehmen? Wie lange habe ich noch zu harren? Laß umgehend etwas hören.“

Das klang sehr geheimnisvoll. Aus den Sätzen war nicht recht klug zu werden. Von wem waren sie? Eine Unterschrift, jeder Buchstabe eines Namens fehlte. Wer war der Absender? Welcher Zustand sollte ein Ende nehmen? Der Schreiber wollte eine umgehende Antwort! Da hieß es handeln und auf der Hut sein.

Sofort schloß Frank das Schreiben mit Klebestoff, den er über Nacht völlig trocknen ließ. Morgens machte er sich mit dem Brief auf den Weg zu Minna. Das Mädchen empfing ihn zu dieser ungewöhnlichen Zeit mit großem Erstaunen.

„Was bringst Du so früh?“ erkundigte es sich.

„Eine frohe Nachricht,“ erklärte er mit heiterer Miene. „Doch zuerst trag' diesen Brief zu Deiner Gnädigen. Der Postbote gab ihn mir an der Tür. Er wollte gerade klingeln.“

„Das hat ja Zeit —“

„Gib ihn nur ab,“ fiel Frank ein. „Während ihn die Gnädige liest, haben wir ungestörter Zeit zu plaudern.“

Minna trug den Brief hinein und kam eiligst wieder zurück.

„Nun? Was ist das für eine frohe Botschaft?“ forschte sie neugierig.

„Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht. Ein Vetter von mir ist in Lübeck als ein wohlhabender Mann gestorben,“ erzählte er dem aufhorchenden Mädchen. „Nun muß ich hinüber, das Kapital vom Gericht, wo es niedergelegt ist, persönlich abholen.“

„Ist's viel?“

„Für unsere Verhältnisse ein nettes Sümmchen.“

„Dann können wir ja bald heiraten,“ jubelte das Mädchen auf. „Wenn wir mein Erspartes und Dein's zusammentun —“ Sie malte sich die Zukunft mit rosigem Farben aus und Frank ließ sie gewähren. Seine Absicht war es, ein Antwortschreiben Frau Nespers abzuwarten, um zum wenigsten die Adresse des Absenders des Hamburger Briefes kennen zu lernen. So ließ er die phantasievollen Zukunfts-

schwelgereien Minnas über sich ergehen und harrte in Geduld auf ein Klingelzeichen Frau Nespers.

„Hat Deine Gnädige nicht auch Verwandte in Lübeck oder da herum?“ fragte Frank in die Schwärmereien des Mädchens hinein.

„Keine Ahnung! Wann fährst Du nach Lübeck?“

„So bald als möglich.“

„Am besten gleich heute,“ riet das Mädchen eifrig. „Je schneller Du fortmachst, um so schneller bist Du zurück, und nun folgte ein Erguß phantasievoller Zukunftspläne.

Endlich erklang das von Frank mit allmählich eingetretener Ungeduld erwartete Klingelzeichen Frau Nespers.

Minna ging ins Wohnzimmer und blieb ziemlich lange dort. Als sie zurückkam, sagte sie: „Die Gnädige geht aus. Ich mußte ihr in den Mantel helfen. Das ist fein, da können wir noch eine Weile —“

„Das geht nicht, Schatz. Ich muß daran denken, meine sieben Sachen zu packen,“ wehrte Frank. Er hatte sich eilig erhoben. Frau Nesper geht aus? Sie will unzweifelhaft eine Antwort selbst auf die Post befördern. Ich muß wissen, was sie tut, wo sie ein etwaiges Antwortschreiben läßt, fuhr es blitzschnell durch den Kopf des Detektivs. Mit fast auffallender Hast sagte er Minna Lebewohl, um noch vor Frau Nesper die Straße zu gewinnen.

Franks Aufmerksamkeit wurde belohnt. Bald sah er von einem Torweg aus, in den er getreten, Frau Nesper aus dem Hause kommen und sich mit einer gewissen Eile nach dem Zentrum der Stadt begeben. Frank folgte ihr unauffällig. In einer lebhaften Straße bemerkte er, wie die vor ihm Gehende in einen Postkasten ein Papier gleiten ließ. Das war's, was Frank feststellen wollte. Er blieb, nachdem sich Frau Nesper entfernt hatte, vor dem Postkasten stehen, las die Stunde der Entleerung und da diese erst in etwa vierzig Minuten stattfand, so schwang er sich auf den nächsten elektrischen Straßenbahnwagen und ließ sich nach Hause fahren.

Hier entledigte er sich seiner Bekleidung, zog einen anderen Rock an, stutzte sein Haar, griff nach einem Hut und eilte wieder an einen Wagen, der ihn zu dem Postkasten zurücktrug, der den Brief Frau Nespers enthielt. Geduldig

wartete Frank, bis der Bote eintraf, der die Leerung des Kastens vorzunehmen hatte.

„Lassen Sie sämtliche in diesem Kasten befindliche Postfachen in einen besonderen Abteil Ihrer Tasche gleiten,“ gebot der Detektiv dem Beamten, indem er sich legitimierte, „und folgen Sie mir direkt zu Ihrem Postamt.“

Der Bote gehorchte. Auf dem Amt ließ sich Frank die Postfachen vorlegen. Auf einem Couvert fand er die von Frauenhand geschriebene Adresse: „An Frau Lucie Falk, Hamburg, Hotel Kronprinz von Preußen.“ Der Kommissar notierte sich die Adresse und dankte dem Beamten, da unter den Sachen eine andere Aufschrift für ihn nicht weiter in Betracht kam, das Gesuchte wohl das einzig Richtige sein mußte.

Das nächste für Frank war, daß er sich zu seinem Vorgesetzten begab und hier Talbach instruierte, Kupfer mehr denn je zu beobachten. „Lassen Sie den Kassierer gewähren,“ riet er seinem Chef, wie seinem jüngeren Kollegen. „Er muß vollkommen in Sicherheit gewiegt werden. Auch seine Schwiegermutter ist zu beobachten und ebensowenig wie Kupfer darf sie von unseren Maßregeln etwas merken. Ich verreise auf einige Zeit. Kupfer dürfte in diesen Tagen die Lebensversicherungssumme seiner Frau von der Versicherungsagentur einkassieren; er darf daran natürlich nicht gehindert werden. Vielleicht können Sie feststellen, ob er die Summe irgendwo anlegt oder sie flüchtig im Gewahrsam behält. Im übrigen tun Sie bis zu meiner Rückkehr absolut nichts gegen ihn, was er auch unternehmen möge. Es handelt sich einzig darum, daß er, falls er es planen sollte, uns nicht entflieht. Sollte er verreisen, so ist seine Verfolgung mit gebotener Vorsicht aufzunehmen — stets aus achtbarer Entfernung.“

Einige Stunden darauf saß ein elegant gekleideter, distinguiert aussehender Herr, der den Eindruck eines Offiziers, etwa den eines Rittmeisters machte, im Abteil eines Eisenbahncoupés zweiter Klasse, das ihn nach Hamburg führte. In dem eleganten Cavalier, der seinen Mitreisenden die mustergültigsten Mäuren zeigte, hätte das schärfste Auge

seiner Kollegen nur schwer den Agenten der Kriminalpolizei, Cäsar Frank, erkannt.

Im Hotel Kronprinz von Preußen, wo Frank in Hamburg abstieg, war die Zahl der zur Zeit eingekehrten Gäste eine große. Die Preise waren solid und zogen die Fremden an; die Bedienung war taktvoll und aufmerksam.

Der Detektiv richtete sich für einen längeren Aufenthalt in einem komfortablen Zimmer ein. Um nicht Argwohn zu erregen, pläzte er nicht sofort mit Erkundigungen heraus. Er begnügte sich vorerst damit, die Gäste an der Table d'hôte unauffällig zu mustern und ließ sich später das Fremdenbuch geben, in das er sich als Rittmeister a. D. Cäsar eintrug. Beim Durchblättern des Buches fand er den Namen Lucie Falk angegeben.

Diese Feststellung befriedigte ihn außerordentlich. Nächsten Tages begann er das Feld zu rekonoszieren. Durch ein reichliches Trinkgeld erwarb er die dankbare Freundschaft des Oberkellners und von diesem erfuhr er im Laufe des angeknüpften Gesprächs, daß sich nur wenige Fremde längere Zeit im Hotel aufhielten, daß ein fortwährender Wechsel stattfindet.

„Wir beherbergen meistens solche, die übers Meer ziehen und hier nur die Ankunft eines passenden Dampfers abwarten oder aus der Fremde kommen, um weiter ins Land hineinzufahren,“ erklärte der Bedienstete zuvorkommend. „Im Augenblick haben wir nur eine Dame, die bereits längere Zeit hier ist.“

„Habe ich die Dame gestern an der Table d'hôte gesehen?“ fragte Frank und gab sich den Anschein eines harmlosen Zuhörers.

„Schwerlich. Die Dame speist fast immer auf ihrem Zimmer und kommt kaum in der Woche ein bis zwei Mal zur gemeinschaftlichen Tafel.“

„So, so. Wohl schon bejahrt oder sehr häßlich?“

„Im Gegenteil,“ ereiferte sich der Auskunftgeber, „eine junge, schöne, liebreizende Dame, die mit ihren schwarzen Augen das Herz eines Mannes schneller schlagen macht.“

„Bogblitz! Sie sind ja vollständig begeistert,“ bemerkte der Rittmeister belustigt.

„Verzeihung, wenn ich mich hinreißen ließ,“ stotterte der

Oberkellner verlegen. „Es sprudelte mir nur so über die Lippen.“

Mit steigender Spannung sah Cäsar jeden Mittag die Table d'hôte-Gäste ins Zimmer treten, doch niemals war die von dem Oberkellner als Schönheit gepriesene Bewohnerin des Hotels unter ihnen. Es verging fast eine Woche, als der Wittmeister endlich das Vergnügen hatte, die Gesuchte vor sich zu sehen. Sie war allerdings eine fast blendende Schönheit, die, durch die tiefschwarzen Locken ihres interessant geformten Kopfes gehoben, etwas Bezauberndes von sich strahlte. Augen und Gesichtsschnitt erinnerten den Beobachter sofort an Frau Mesper.

Nach vorsichtiger Umschau wählte die junge Dame einen Platz am unteren Ende der Tafel.

Der Detektiv, dessen Annäherung in seiner Maske nichts Auffallendes hatte, wußte es so geschickt zu arrangieren, daß er neben der jungen Dame zu sitzen kam; ebensowenig wurde es ihm schwer, im Verlaufe des Diners mit einigen Garmulosigkeiten ein Gespräch in Gang zu bringen. Kleine Aufmerksamkeiten gewannen die Dame, und der vermeintliche Kavaliere, der einiges über Einsamkeit und Langeweile hatte fallen lassen, ward vom Glück so weit begünstigt, daß seine Nachbarin am nächsten Tage wiederum im Speisesaal erschien.

Cäsar fühlte sich geschmeichelt, da er das schnelle Wiederkommen der Dame auf das Konto seines Neuzern und seiner höflichen Aufmerksamkeiten setzen mußte, und stellte sich als Wittmeister a. D. vor. Lucie Falk nannte ihm auch ihren Namen.

„Sie stehen allein auf der Welt, meine Gnädige?“ erkundigte sich der Kavaliere im Laufe des Diners.

„Ja,“ lautete die etwas zögernd gegebene Antwort. „Ich habe die Absicht, Deutschland zu verlassen und warte hier nur auf eine günstige Gelegenheit, bei warmer Witterung und ruhiger See die Reise über England nach Amerika antreten zu können.“

„Amerika, das Ziel aller Hoffenden. Glauben auch Sie, meine Gnädige, dort irgend ein Glück zu ernten?“

„Ich hoffe es.“

„Sie sind keinesfalls eine Hamburgerin, wie ich aus dem Dialekt schließe?“

„Ich stamme aus der Mark,“ erwiderte Lucie Falk. „Befriedigt das Ihre Neugier?“

„O — wie sarkastisch,“ mokierte sich der Detektiv. „Bin ich Ihnen lästig, meine Gnädige?“

Lucie lächelte. „Es fällt mir nur auf, daß Sie mich so inquisitorisch ausholen.“

„Ich ausholen? Aber, meine Gnädigste, nichts als Interesse,“ beteuerte der Rittmeister. „Wie können Sie annehmen —“

„Ich will mich bescheiden und nichts annehmen,“ fiel sie mit bezauberndem Lächeln ein.

Cäsar sah mit einer verbindlichen Miene in ihre schönen, mattglänzenden Augen, bewunderte ihren schmalen Mund und hätte am liebsten einen Kuß auf die zarten Hände gedrückt. Wenigstens schloß dieses Lucie aus der Miene und der Gebärde ihres Nachbars. Ein wenig kokett lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück. Sie empfand es als eine Erleichterung, einen Menschen gefunden zu haben, mit dem sie plaudern konnte. Die Einsamkeit, in die sie sich bis dahin geflüchtet, hatte bereits begonnen auf ihr Gemüt zu drücken.

„Wollen Sie auch über den Ozean?“ fragte sie ihren Nachbar.

Dieser antwortete nicht direkt verneinend, sondern ausweichend und spann das Gespräch auf ein anderes Thema über. Er nahm sich vor, der jungen Dame den Hof zu machen, um sie allmählich mittheilnehmend werden zu lassen.

„Geduld und Zeit gehört dazu — doch mir bleibt nichts anderes übrig,“ gestand er sich, als ihn Lucie verlassen hatte. „Diese hübsche Frau umgibt nicht nur ein Geheimnis — sie hängt auch mit Frau Nesper und irgendwie mit Kassierer Kupfer, mithin mit dem Bankeinbruch zusammen. Sie wartet hier, „in Sehnsucht“, wie sie schrieb. Sie will übers Meer, fährt jedoch nicht. Folglich erwartet sie jemand, in dessen Gesellschaft sie reisen will. Sollte das etwa Kupfer sein? Ist sie eine Liaison Kupfers? Doch dann würde er schwerlich seine Schwiegermutter eingeweiht haben. Sie würde unmöglich mit dieser korrespondieren. Wenn sie bei

der Aehnlichkeit des Gesichtsschnittes — —?“ Wie ein Blitz berührte ihn der nächste Gedanke.

Heftig erregt begann Frank in seinem Zimmer auf- und niederzugehen. „Wenn diese Lucie Falk Lucie Kupfer geborene Mesper wäre und jene im Bankgewölbe tot Gefundene nicht Kupfers Frau —?“ Der Gedanke stöberte sein ganzes Innere auf und brachte es in Wallung. „Das wäre ein kühner Streich! Ein genialer Streich!“ murmelte er. „Lucie Kupfer war blond — dann müßten die Haare dieser Lucie Falk falsch sein!“ Wieder verlor er sich in tiefes Sinnen. „Ich muß dahinter kommen, und sollte ich gewaltsam plötzlich in das Schlafzimmer dieser Dame dringen.“

Die Aufwallung ließ ihn den Rest des Tages und auch die Nacht nicht ruhen. „Wie kann ich sie zum Reden bringen, wie sie überführen?“ Diese Frage kreiste ununterbrochen hinter seiner Stirn. Das Resultat lautete schließlich: „Ich will ihr die Cour schneiden wie ein verliebter Jüngling und sollte ich mich zu einer leidenschaftlichen Erklärung aufschwingen müssen. Gewißheit muß ich haben.“

Zu diesem Entschluß gekommen, begab sich Frank in die unteren Gasträume und harrte sehnsüchtig die Stunde der Mittagstafel herbei.

Auch an diesem Tage erschien Lucie Falk. Sie war in einer kleidsamen Robe, die ihre klassischen Formen noch reizvoller, ihren schönen Kopf noch verführerischer erscheinen ließ. Ihre dunklen Augen flammten auf, als sie den Rittmeister erblickte und sich neben ihn setzte.

„Ich hätte Lust, einmal einen Ausflug auf die Alster zu machen,“ beehrte sie während des Essens. „So lange ich hier bin, habe ich mich nicht hinausgewagt.“

„Saben Sie etwas zu fürchten, daß Sie sich so abschließen?“ fragte der Rittmeister mit einem lauernden Seitenblick.

„Nicht das geringste,“ lautete die unbefangene gegebene Antwort. „Doch allein wollte ich nichts unternehmen, und wem sollte ich mich anvertrauen?“

„Es schmeichelt mir, meine Gnädige, mit Ihrem Vertrauen so hoch geehrt zu werden. Ich stehe natürlich zur Verfügung. Wollen Sie nur gütigst befehlen.“

Sie verabredeten das Nähere, und gegen Abend — es

war ein lauer Sonntag — fuhr sie der Rittmeister nach dem Alsterbassin, wo sie eine langstündige Gondelpartie unternahmen.

„Herrlich! Köstlich!“ rief Lucie ein über das andere Mal, von dem bunten Treiben der zahllosen, mit fröhlichen Fahrgästen besetzten Gondeln hingerissen. „Ich lebe ganz und gar auf. Wie schön ist es hier! Wie schön ist diese Stunde, Herr Rittmeister!“

Wie ein beseligtes Kind kehrte sie am Arm ihres Kavalliers zu ihrem Hotel zurück.

Am folgenden Tage regnete es. Cäsar schlug eine Partie Schach vor, die Lucie Falk annahm. In der Ecke eines abgelegenen Gastzimmers, das nur wenig von anderen Hotelbewohnern frequentiert wurde, wurde das Spiel begonnen. Anfangs vertieften sich beide in die Züge ihrer Figuren. Bald aber lockerte sich die Aufmerksamkeit. Der Rittmeister griff nach der Hand seines Gegenübers und drückte einen heißen Kuß darauf.

Berwirth rötete sich das Gesicht Lucies. „Achten Sie auf das Spiel, Herr Rittmeister. Ich sage Schach der Königin.“

„So nehme ich Ihren Springer,“ erwiderte Cäsar, schlug die Figur, die unvorsichtig bloßgestellt worden war, und griff abermals nach Lucies Hand. „Jetzt sage ich Schach der Königin — Ihnen, schöne Königin,“ flüsterte er mit leidenschaftlichem Feuer. „Wehren Sie sich nicht, Sie sind geschlagen. Hören Sie mich an. Sie stehen, wie Sie mir berieten, allein — ich habe, wie Sie, keinen Menschen auf der weiten Welt. Wollen Sie sich meinem Schutze anvertrauen? Lucie, es ist erst kurze Zeit ins Land gegangen, seitdem ich Sie kennen gelernt habe, doch sie genügt, um mich zu dem Bekenntnis hinreißen zu lassen, daß ich aus dem tiefsten Grunde meiner Seele Sie liebe. Empfinden Sie es nicht als eine Trivolität, wenn ich es wage, zu Ihnen von der Zukunft zu sprechen. Lassen Sie es mich schon in dieser Stunde sagen, was ich als stillen, sehnsüchtigen Wunsch seit jenem Augenblick, wo ich Sie zum ersten Male sah, mit mir herumtrage, werden Sie mein Weib!“

Seine Hände hatten die ihren zu sich herangezogen.

Lucie war wie betäubt. Sie wußte nicht, ob sie ihn gewähren lassen oder ihm wehren sollte.

„Wollen Sie Ihr Glück in meine Hände legen, Lucie?“ fuhr er eindringlich zu ihr fort. „So sollen Sie einen Hafen finden, der Sie für immer birgt, ein Glück — so groß wie die Ewigkeit!“ Er suchte seinen Mund in die Nähe ihrer Lippen zu bringen.

Das weckte Lucie aus ihrer Betäubung. Mit einem schnellen Ruck entzog sie sich ihm, und mit den hastig gerufenen Worten: „Herr Rittmeister — hier — im öffentlichen Gastzimmer — diese Szene —“ eilte sie davon und strebte die Treppe hinauf zu ihrem Zimmer.

Einen Augenblick blieb Frank zögernd stehen. „Im öffentlichen Gastzimmer —?“ wiederholte er. „Sollte sie wollen, daß ich ihr folge? Ja! Ich will es hierfür auslegen und tun, als habe sie meinen Eintritt in ihr Zimmer erwartet. Es gilt den letzten Schachzug. Aut César — aut nihil!“

Er eilte ihr nach. Im Korridor des zweiten Stocks erreichte er sie vor ihrer Thür. „Lucie, entfliehen Sie mir nicht oder Ihre Abweisung verurteilt mich zum gewaltsamen Ende dieses Daseins,“ rief er, ihr ins Zimmer nachrastend, dessen Thür sie vor ihm verschließen wollte. „Sie sehen mich nie mehr wieder, wenn Sie mich gehen heißen. Lucie —!“ Mit stürmischer Bewegung legte er die Arme um sie und zog sie an seine Brust.

„Lassen Sie mich!“ keuchte sie zornig und suchte vergebens, sich seiner zu erwehren. „Ich darf Ihre Worte nicht hören — kann niemals die Ihrige werden!“

„Niemals die Meine?“

„Nein — niemals! Ich bin die Frau eines anderen.“

„Sie sind — verheiratet?“

Der Rittmeister machte eine Bewegung, als ob er vor Erschütterung ob des Gehörten zusammenbrechen wollte und griff mit der Rechten nach dem Haupt der schönen Frau, die seine Linke noch immer umfaßt hielt. Mit einem Ruck streifte und zog die erhobene Hand das schwarze Haar nach dem Hinterkopf — es gab nach und ein echtes, natürliches Blond schimmerte dem Detektiv entgegen. „Frau Lucie Kupfer!“

Lucie stieß einen Schrei aus und wankte, jäh erbleichend.

„Machen Sie kein Aufsehen, Frau Kupfer,“ sagte der Detektiv mit geändertem, kaltem Tone. „Kriminalkommissar Casar Frank,“ stellte er sich ironisch vor. „Der Coup war häßlich von mir — doch meine Pflicht spornte mich zu dem Erfolge.“ Er fing einen verzweifelten Blick der jungen Frau auf. „Verhalten Sie sich ruhig. Ihre Festnahme würde im Falle des Lärmschlagens bei dem Hotelpersonal nur ein um so größeres Aufsehen erregen.“

„Meine — Festnahme?“ stöhnte Lucie mit entgeisterten Wangen.

Der Detektiv griff in seine Tasche und holte einen auf gelblichem Papier vordruckten und gesetzlich vollkommen ordnungsmäßig ausgefüllten Verhaftungsbefehl hervor. Er hatte sich das Formular, in blanko, vom Staatsanwalt unterzeichnet, für alle Fälle geben lassen und es erst heute morgen selbst ausgefüllt. „Hier ist die richterliche Anordnung,“ sagte er und hielt ihr das Papier vor die starrblickenden, großaufgerissenen Augen.

„Sie wollen — mich — verhaften?“ stammelte sie.

„So lautet meine Instruktion.“

„Wer sind Sie, mein Herr?“

„Kriminalkommissar Frank, wie ich bereits zu bemerken mir erlaubte.“

„Barmherziger Gott! Sie wollen mich —? Ich bin nicht die, die Sie glauben in mir gefunden zu haben —“

„Keine Ausflüchte, Frau Kupfer,“ schnitt ihr Frank das Wort ab. „Leider ist es mein Amt, Ihre Verfolgung und Inhaftnahme zu erwirken. Haben Sie ein gutes Gewissen, dann werden Sie sich um so weniger sträuben, die Reise nach der Residenz unverzüglich mit mir anzutreten. Wollen Sie, bitte, ohne jedes Aufsehen meinen Anweisungen folgen?“

„Aber was will man denn von mir? Ich habe nichts begangen —“

„Man wird Sie in der Residenz eingehend vernehmen. Bis dahin müssen Sie sich meine Begleitung gefallen lassen.“

„Welchen Verdacht haben Sie auf mich?“ fragte die junge Frau mit weinenden Augen.

„Den der Beteiligung oder Vorschubleistung eines Betruges und — andere Sachen.“

„Das ist absurd. Ich werde Ihnen nicht weiter antworten.“

„Wie Sie wünschen.“ Er traf Vorsichtsmaßregeln, daß sie nicht entweichen konnte, und Lucie sah bald ein, daß an einen Widerstand nicht zu denken war. Gewalt ging hier vor Recht. Nach nur kurzem Sträuben gab sie schließlich ihre Absicht zu erkennen, dem Detektiv folgen zu wollen.

Im Hotel erregte der hastige Ausbruch der jungen Dame einiges Aufsehen. Unter den Angestellten des Hauses erhob sich, als die junge blasser Frau gesenkten Hauptes am Arm des galanten Cavaliers, ein verwundertes Geflüster, ohne daß man eine Ahnung von der Beamtenqualität des Begleiters der jungen Dame hatte.

Lucie befand sich in halber Lethargie; die zudringlichen Blicke der spaliertbildenden Gasthausangestellten vermochten ihr nichts anzuhaben. Sie sah die neugierigen Gesichter nicht einmal. Ihr Sinnen und Trachten, so weit sie zu denken vermochte, war nur davon erfüllt, wie sich ihre Zukunft nun gestalten werde! Ob man sie für straffällig halten und ein Urteil an ihr vollstrecken konnte!

Endlich war man auf dem Bahnhof angelangt. Lucie hatte keinen Blick für die Mitreisenden.

Frank half ihr einsteigen. Apathisch drückte sie sich in die Ecke ihres Abteils, in dem sie sich mit Frank allein befand. Die Fahrt wurde schweigend zurückgelegt.

In Wittenberge öffnete sich hastig die Tür und ein Herr stieg ein. Frank erkannte Talbach. Fragend sah er den Kollegen, den er auf der Beobachtung Kupfers glaubte, an.

„Kupfer ist tot,“ flüsterte der Eingestiegene Frank, der sich erst ihm zu erkennen geben mußte, ins Ohr.

„Was?“ fuhr der Kommissar zurück, wie vom Donner gerührt.

„Ich bin ihm stets auf den Fersen gewesen — für den letzten Schritt hat er sich doch meiner Aufmerksamkeit zu entziehen gewußt.“

„Erklären Sie.“

„Kupfer hatte die Bank um einen Urlaub ersucht, damit er sich erholen könne,“ sprach Talbach so leise, daß Lucie, die übrigens auf ihn gar nicht achtete, ihn nicht verstehen konnte. „Er hatte die Lebensversicherungssumme seiner

Frau erhoben und, wie ich erst jetzt benachrichtigt wurde, die Bank um 25—30 000 Mark in barem und russischen Papieren erleichtert. Die Bank hat es zu spät entdeckt und Inspektor Niechert telegraphierte es mir — leider ebenfalls zu spät. Mit diesen Summen begab sich Kupfer an die Ostsee bei Warnemünde und logierte sich in einem der ersten Strandhotels ein. Ich blieb in seiner Nähe und hielt mich, trotz der Harmlosigkeit seines Aufenthalts, wachsam. Vor drei Tagen bemerke ich, wie er an den Strand geht und einen Kahn besteigt. Ich bleibe auf der Düne und sehe ihm zu, wie er die Riemen ohne jede Gast in die Dejen legt und durch die Brandung rudert. Ueber die See konnte er in dem schwachen Fahrzeug nicht entkommen und an anderer Stelle den Strand betreten, wäre meiner Gut nicht entgangen. Ich war also vollkommen ruhig und verfolgte nur den Kahn mit meinen Blicken.“

„Das war ein Fehler. Sie hätten sich in einen zweiten Kahn werfen und ihm nachfahren müssen,“ brummte Frank ärgerlich.

„Jetzt weiß ich, daß ich darin einen Fehler begangen habe. Der Kahn war nur noch als ein Punkt zu sehen,“ fuhr Talbach fort, „als ich anfing unruhig zu werden. Sollte er doch den Versuch machen, über die See mir zu ent-schlüpfen? Ich eile von der Düne an den Strand hinunter und erkundige mich, ob der Herr, der vor einer Weile in die See gestochen, das Boot nur für eine bestimmte Zeit gemietet habe. Ja, für zwei bis drei Stunden, lautet die Antwort. Das beruhigt mich zwar, doch engagiere ich mir den nächsten Schiffer mit seinem Kahn und spreche den Wunsch aus, in die See hinauszufegeln. Da der Wind günstig, ist das Fahrzeug schnell zur Stelle, ich besteige es und fort geht es in die See. Der Kahn Kupfers wird sichtbarer: ich denke, er kommt wieder an Land und wünsche, um Kupfer nicht aufzufallen, wenn ich ihm auf der See begegne, zu wenden. Es geht zum Strande zurück. Bedächtig schreite ich die Düne hinan und halte Aussicht. Kupfers Kahn kommt langsam näher. Allerdings sehr langsam. Auch ist sein Bugspriet nicht auf die Landungsstelle gerichtet, von der er ausfuhr, sondern nach Osten. Langsam gehe ich den Strand entlang, ebenfalls nach Osten.“

„Nun fürchteten Sie nicht, aufzufallen, wenn er Sie hier antraf?“

„Hier konnte ich als harmloser Spaziergänger gelten. Auf der See hätte es wie Verfolgung ausgesehen.“

„Weiter. Wo landete er?“

„Sieben Kilometer von der Ausgangsstelle — der Kahn, leer, ohne Insassen,“ berichtete Talbach. „Dieser war in die See gesprungen, um den Tod zu finden. Bekleidungsstücke, Hut und Rock lagen im Fahrzeug. Ein Brief, sichtbar in der Rocktasche steckend, gab Aufschluß. Kupfer hatte sich in die See gestürzt und ertränkt.“

„Wo ist der Brief?“

„Dem Gericht übergeben. Indessen nahm ich eine Kopie.“ Talbach zog aus seinem Notizbuch ein Blatt heraus und überreichte es dem älteren Kollegen. „Hier ist sie.“

Franz überflog die Zeilen: „Wenn man diesen Brief findet, lebe ich nicht mehr. Ich weiß, daß der Verdacht auf mir ruht, den Einbruch in die Wolterische Bank geplant und den jungen Krause erschossen zu haben. Ich kann unter diesem Verdacht nicht leben. So scheide ich freiwillig aus dem Leben. Anfangs hatte ich den Plan, zu entfliehen und mich zu diesem Zweck mit einer genügenden Summe versehen. Ich bin anderen Sinnes geworden und habe alles, was ich mit mir genommen, im Ofen des Zimmers, wo ich mich einlogiert hatte, verbrannt. Wenn man meinen Leichnam findet, mag man ihn an der Fundstelle ohne Zeremonie verscharren. Bertold Kupfer.“

„Hat man die Leiche gefunden?“

„Bisher nicht. Ich komme soeben von Warnemünde, habe dort und nach Westen zu bis Wismar nochmals recherchiert und nichts gefunden.“

„Haben Sie sich davon überzeugt, daß im Ofen des betreffenden Hotelzimmers wirklich Papiere, Scheine u. s. w. verbrannt worden sind?“

„Ja. Es stimmte.“

„Woraus schlossen Sie das? Waren Reste zurückgeblieben?“

„Nein! Nur verkohlte Asche, die von verbranntem Papier herrührte.“

„Gml — Kupfer der irdischen Gerechtigkeit entzogen, das ist ein fataler Strich durch die Rechnung,“ murmelte Frank. Mit gemischten Gefühlen fuhr er der Residenz zu.

*

*

*



In einer vornehm ausgestatteten Villa an der Peripherie des Stadtweichbildes wohnte ein Fräulein Lisbeth Rint, eine Dame in älteren Jahren, mit ihrer jungen Nichte Wanda Lorenz, einer anziehenden Brünette von hübscher Erscheinung und von großem Vermögen.

Auf einer Chaiselongue liegend, träumte letztere in den dämmernden Abend hinein. Die zurückgeschlagenen Ärmel ihres lustigen Spizengewandes ließen die blendenden Arme bewundern, die Wanda unter den Kopf geschoben; die schwarzbraunen Haare fielen, halb gelöst, über Nacken und Busen und beschatteten die rosigfarbigen Wangen.

Das zarte Gesicht war nicht heiter, die großen blauen Augen blickten versunken, wie in sich gefehrt. Sie dachte an ihr Vaterhaus, in dem sie nach dem frühen Tode der Eltern mit der Tante gelebt, an die vertrauten Räume, die nicht mehr waren. So wie heute heute hatte Wanda vor einigen Wochen in ihrem Zimmer gelegen und so wie heute geträumt. Geträumt von der Kinderzeit und einem Jugendspielen, der, ach! seit Jahren verschollen war. Vielleicht war er tot, der Willy Boß, oder vermählt und ohne Sehnsucht nach der Heimat, ohne Erinnerung an die Jugendzeit in fernen Landen unter fremden Leuten. Von ihm hatte sie an jenem dämmerigen Abend geträumt.

Da hatte sich die Luft im Zimmer mit einem eigenartigen Qualm gefüllt. Ein knabbernder Laut, als wenn Mäuse an hartem Holze nagen, hatte Wanda in ihren Träumen gestört. Sie stützte sich auf den Ellbogen und blickte mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen zur Decke empor. Dort oben fand sie die Erklärung des Geräusches, das sie aufmerken ließ und erschauerte.

„Feuer!“ stöhnte sie. Sie blieb vor Schreck wie gelähmt und starrte nur hinauf.

Hungrig streckten die Flammen ihre Zungen nach dem Paneel der Decke aus, beleckten und verschlangen Stück für Stück der kostbaren Holzschneiderei — ein rauher Wind fachte die hinterlistigen Dämonen an und ermunterten sie, alles zu vernichten, was sie fanden. Von Minute zu Minute erweiterten sie ihr Gebiet, nahmen sie an Kraft und Umfang zu. Sie leckten und brodelten in der Delfarbe, knisternten und knatterten überall, wo sie hinkamen, und im Zimmer ward der Qualm immer dichter. Die Dunkelheit nahm behende zu, als ob die Nacht herbeiflog.

Ein prasselnder Laut riß Wanda aus ihrer Lethargie. Schnell erhob sie sich, griff nach einem Tuch, schlug es um ihre Schultern, eilte an den zierlichen Schreibtisch, hockte vor ihm nieder und öffnete einige Fächer. Hier holte sie eine Kassette, einige Briefe und Bilder heraus und erhob sich, um in das Gemach ihrer Tante zu flüchten und diese von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen, sie zu warnen. Ihr Fuß stockte — sie zuckte zusammen und stützte sich mit der Linken gegen den Tisch. Unbewußt blickte sie nach der Ausgangstür; sie brannte schon. So blieb Wanda in ihrer Stellung am Schreibtisch — ihre blutunterlaufenen Augen hingen wie gebannt an der brennenden Tür, sie sahen, wie sich die Flammen ihrer mehr und mehr bemächtigten — —

Der Laut des niederstürzenden Kronleuchters weckte sie aus ihrer Betäubung. Hurtig gewann sie eine zweite, noch unberührt gebliebene Tür, riß sie auf und rief nach Tante Lisbeth. Eine Stimme, erschrocken, heiser, schien aus der Ferne irgendwoher zu antworten. Kam sie von der Straße oder vom Hausflur? Wanda fand sich in großer Verwirrung nicht zurecht. Geängstigt sah sie sich um. Das Feuer, der erstickende Qualm griff immer stärker um sich, schon war es undurchdringliche Nacht.

„Tantel!“ schrie sie mit versagender Stimme und rannte wieder zurück, vergebens nach einem Ausgang tastend. Sie fühlte, wie sich der Rauch auf sie warf und sie zu erwürgen trachtete, ihre Gedanken erstickte, ihre Willenskraft brach. Da tönte eine Männerstimme an ihr Ohr. Mit dem letzten Rest ihrer Kraft antwortete sie durch einen Laut, einen Ruf nach Hilfe — im nächsten Augenblick umschlossen sie zwei kräftige Arme und trugen sie ins Freie — in Sicherheit.

So wurde sie gerettet.

Das väterliche Haus brannte bis auf die Umfassungsmauern nieder. Der pfeifende Wind half die Flammen schüren und lachte der Mühe und Arbeit herbeigeeilter Menschen und Wehren. Es ward nur wenig gerettet.

Wer Wandas Retter gewesen? Sie wußte es anfangs nicht. Erst kürzlich erfuhr sie es, als sie sich bereits in diesem, ihrem neuen Heim mit der aus der Feuersbrunst ebenfalls geretteten Tante wieder eingerichtet hatte.

Ein ansehnlicher, kräftiger Mann, Bruno Ehrenfels, war es gewesen, ein Mann mit dunkelbraunem Haar und stattlichem Vollbart, grauen, etwas stechenden, aber klugen Augen, nicht unschön zu nennen, und, wie er angegeben, Besitzer eines ausgedehnten Gutes in der Provinz, das seinen Namen trug, eines herrlichen Besitzes mit schloßartigem Gebäude, parkartigem Garten, Wald und Weide und Feld mit vielem Lebenden und toten Inventar.

Dieser Mann hatte sich als ihr Retter aus der Feuersnot vorgestellt; er war an jenem verhängnisvollen Tage just des Weges gekommen, als die Flammen zum Dach herauschlugen. Magemutig war er in das Haus gestürmt und hatte erst sie, dann Tante Lisbeth dem sicheren Feuertode entrißen. Unendlichen Dank waren die Damen dem Retter schuldig und berechtigten ihn, in ihrem Hause ein- und auszugehen. Sie hatten ihn ein für allemal geladen, wenn ihn die Anwesenheit auf seinem Gut nicht fernhielt, und da Ehrenfels, wie er angab, einen tüchtigen Verwalter hatte, so war er öfter abkömmlich.

Er suchte dann die Damen schon am frühen Vormittag auf, machte mit ihnen Ausflüge, dinierte mit ihnen, arrangierte Picknicks im nahen Walde, unterhielt sie recht wgsam, spielte den Gentleman in jeder Beziehung und machte sich so unentbehrlich. Schnell erwarb er sich ihr Vertrauen. Die Tage, die er fern von ihnen — auf seinem Gute — zubrachte, gehörten zu den weniger angenehmen des Daseins — wenigstens versicherte das Tante Lisbeth, die ihren Lebensretter ganz besonders ins Herz geschlossen hatte, wiederholt ihrer Nichte gegenüber.

Diese war weniger begeistert oder äußerte sich nicht darüber, obgleich sie sich, wenn Ehrenfels ihr den Hof machte,

seine Schuldigungen schweigend gefallen ließ. Wie hätte sie ihn, dem sie ihr Leben verdankte, auch abweisen können? Der Mann, der sich der Gefahr ausgesetzt hatte, unter den Trümmern des zusammenbrechenden Hauses begraben zu werden, einzig um sie zu retten, hatte Anspruch auf sie. Das mußte sie sich wieder und wieder sagen, wenn er kam und um ihre Gunst warb.

Auch heute, als sie, wie sie es so gern tat, träumend auf der Chaiselongue ruhte und die Bilder der Vergangenheit mit dem Bilde ihres Lebensretters vor ihren geistigen Augen aufsteigen ließ, wiederholte sie sich: Was Ehrenfels auch von ihr fordern möge, sie müsse es ihm gewähren als seine Schuldnerin. Mädchenträume aus früherer Jugendzeit mußten über der Forderung der Gegenwart schweigen.

Es war fast dunkel geworden. Ein dienstbares Mädchen brachte Licht und meldete Bruno Ehrenfels.

„Führe ihn in den Salon und benachrichtige meine Tante,“ befahl Wanda. Sie erhob sich und ordnete ihre Toilette. Auch das Haar steckte sie auf. Hierbei fuhr sie etliche Male über die Stirn, als ob sie etwas abwischen oder verscheuchen wollte. Und dann ging sie in das Empfangsgemach, wo ihr Ehrenfels mit ausgestreckter Rechten entgegtrat.

„Sie sehen blaß aus. Sind Sie krank?“ fragte das junge Mädchen nach einem flüchtigen Blick in sein Gesicht, das bleicher als je war.

„Nein,“ erklärte Ehrenfels und küßte ihr die Hand. „Wie lieb Ihre Besorgnis ist. Ich habe Kalamitäten auf meiner Besitzung gehabt. Wirtschaftliche Sachen, die einen Mann nicht peinigen würden, wenn er nicht allein dastände. Mir fehlt die waltende, umsichtige Hausfrau.“

Wanda erschraf innerlich und wagte nicht, etwas darauf zu erwidern. Doch Ehrenfels, der wohl absichtlich dieses Thema angeschlagen hatte, verharrte bei ihm und malte es intimer aus. Er wußte das Gespräch so zu führen, daß es auf eine Werbung hinauslief.

Es war etwas wie eine geheime Opposition, die in Wanda erwachte und sich allmählich stärker regte. Doch wagte sie nicht, sie in Worte zu kleiden, sich auch nicht eines unbehaglichen Gefühls zu erwehren, das die Herrschaft über

sie zu gewinnen drohte. „Er hat zu fordern und über mich zu verfügen,“ sagte sie sich, „ich schulde ihm alles — ohne ihn stünde ich nicht hier.“ Und so hörte sie ihn ohne Einwand an und bemühte sich, ihm eine freundliche Miene zu zeigen, als er Worte der Werbung um ihre Hand sprach.

„Wanda — seit jenem Tage, der mich als Ihren Retter aus Feuergefähr er scheinen ließ, seitdem ich Sie kennen lernte, trage ich Ihr Bild in meinem Herzen. Von Tag zu Tag ist meine Liebe gewachsen. Sie ist ein beglückender Sonnenstrahl in meinem einsamen Leben und zeigt mir dieses von einer Seite, die wir Menschen das Glück nennen. Ich weiß, daß Sie mich niemals durch Worte und Blicke ermuntert haben. Dennoch hoffe ich auf ein Interesse für mich. Oder täusche ich mich? Fehlt dieses ganz und gar für mich? O, dann wollte ich, daß ich meine Worte tief in mir verschließen und schweigend leiden könnte. Sagen Sie, daß ich mich getäuscht habe.“

Die Bestürzte atmete tief und schwer; es war ihr, als versagte ihr im Augenblick die Sprache. Und doch mußte sie ihm antworten. Er hätte ja die Undankbare verachten müssen, wenn sie seiner Werbung einen Widerstand entgegensetzte. Warum auch sollte sie ihm ihre Hand nicht geben? Es war doch kein Mensch auf der weiten Welt, der einen größeren Anspruch darauf hatte. Und Liebe? Die bringt Zeit und Gewohnheit. Warum sollte sie ihn mit der Zeit nicht lieb gewinnen? Es war ja doch keiner da, den sie ihm vorziehen konnte. Keiner? Sie erbehte leise und schluckte an einer Träne, die sich in ihr Auge drängen wollte. Es durfte keiner da sein, dem sie Ehrensatz vorziehen konnte!

„Wanda, ich brenne vor Ungeduld, Ihre Antwort zu erfahren,“ sprach er eindringlicher, als sie noch immer jeden Laut unterdrückte, weil sie sich vor dem Klang ihrer eigenen Stimme fürchtete. Sein Ton kam so flehend und mitleidfordernd heraus, daß in Wanda ein wärmeres Gefühl auftauchte.

„Solen Sie sich die Antwort in den nächsten Tagen,“ entgegnete sie unsicher und zögernd. „Ich will zuvor mit Tante Elisabeth sprechen.“

„Hat sie die Entscheidung über Ihre Hand?“ fragte er, etwas enttäuscht.

„Nicht gerade die Entscheidung, aber doch auch ein Wort hierüber.“

„Lassen Sie es mich dann schon morgen wissen,“ bat er. „Länger hält sich meine Geduld nicht.“

„Morgen?“

Er drang in sie, daß sie sich für den nächsten Tag entschied.

„Noch vierundzwanzig Stunden,“ sagte er mit einer Erleichterung im Ton. „Ich hoffe auf die Gunst Ihrer Fräulein Tante. Wanda, wenn Sie wüßten, welche Verehrung ich für Sie hege,“ setzte er leidenschaftlich hinzu. „Ein Nein von Ihnen würde mich in den tiefsten Abgrund der Vernichtung schleudern.“

Er blieb noch eine Weile und sprach von der Verfassung seines Gemüths. Und einmal warf er die Frage dazwischen, die er mit einem verstohlenen Blick begleitete: „Einem Nebenbuhler habe ich doch keine Wege zu kreuzen, Wanda?“

Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen verwundert an. Was sollte diese Frage? Oder vielmehr, was störte diese Frage plötzlich in ihr auf, daß es wie eine Flamme durch ihren Körper blitzte und siedend heiß das Blut in ihre Wangen bis zur Stirne trieb?

„Sie schweigen?“ bemerkte er mißtrauisch. „Also vermutete ich —“

„Nichts,“ unterbrach sie ihn rauh. Ihre Stimme klang kalt und fremd, wie Ehrensels sie noch nie an ihr gehört. Doch sofort besann sie sich und stieß alles in ihr Aufwallende gewaltsam nieder. „Ich liebe keinen anderen,“ sagte sie in heiserem Ton. „Kommen Sie morgen wieder und holen Sie sich meine Antwort, die Sie, wie sie auf Ihre Frage auch ausfallen möge, meiner ewigen Freundschaft versichern wird.“

Er küßte die ihm dargebotene Hand und verließ das Haus.

Langsam ging er dem Centrum der Stadt zu. Ein triumphierendes Lächeln schwebte auf seinen Lippen. „Gewonnen,“ dachte er und sprach vor sich hin, ohne die Lippen zu rühren oder Laute von sich zu geben. „Ist sie mir erst sicher — und ich habe sie so gut wie sicher! — dann habe

ich auch ihr Vermögen und darum ist es mir doch nur allein zu tun. Für das Weitere wird sich auch schon ein Aus schlupf finden.“

Seine Gedanken beschäftigten sich mit der jungen Dame bis zu seiner Wohnung in einem Hotel garni. Hier angelangt, verriegelte er die Thür und schritt lautlos im Zimmer auf und nieder. „Von Liebe zu mir ist keine Spur in ihr,“ setzte er seinen Gedankengang fort; „im Gegenteil, es scheint mir da im tiefsten Innern etwas für einen anderen trotz ihres Leugnens zu glimmen — — Gleichviel! Ich halte sie beim Dank gegen mich und bin genügsam, wenn sie mir die Verfügung über ihre Kapitalien überläßt. Es soll ein stattliches Sümmdchen sein. Habe ich das erst, dann —“

Er zog sein Taschentuch und tupfte sich die Stirn, die heiß geworden war. Dann lupfte er das Haar — eine Perücke — und fuhr mit dem Tuch über sein natürliches, kurz geschorenes Blond.

„Morgen ihr Jawort — Verlobung,“ fuhr er fort und warf sich ermüdet aufs Sofa; „dann schnelle Hochzeit — ohne die werde ich nicht zum Gelde gelangen können — dann noch eine kurze Hochzeitsreise und — — Es wird nicht mehr allzu lange dauern, Lucie, dann wirfst Du Deinen Dir allein getreuen Bertold in Deine Arme schließen.“

Am nächsten Abend erhielt Bruno Ehrenfels Wandas Jawort, und noch in derselben Stunde feierte das Paar unter gegenseitigem Treuschwur und den Segenswünschen der Tante die Verlobung.

* *

Im ersten Stockwerk eines villenartigen Gebäudes stand am breitflügeligen Fenster ein noch jugendlicher Mann. Er hing seinen Gedanken nach, wobei er jedoch das in den Vorgarten des gegenüberliegenden Hauses mündende Gittertor nicht aus den Augen ließ. Die Arme verschränkt, den Kopf mit dem blassen, feinzügigen Gesicht, das durch die schwarzen Haupt- und Oberlippenhaare noch schärfer nüanciert wurde, leicht nach vorn geneigt, verharrte der junge Mann längere Zeit. Er schien offenbar die Heimkehr eines

im gegenüber gelegenen Gebäude ansässigen Einwohners abwarten zu wollen.

Blötzlich zuckte er zusammen; er fühlte eine mächtige Bewegung in sich aufsteigen, als ein elegantes Coupé die ziemlich einsam liegende Straße herabrollte, vor dem Gittertor des Gegenübers hielt und eine schlanke Mädchengestalt entließ, in der der junge Mann die Erwartete sofort erkannte.

Das liebreizende Mädchen hatte in Gang und Haltung viel von der bewußten Sicherheit gewisser Selbständigkeit; doch lag durchaus nichts Prätentiöses in ihrer Art. Ihre Kleidung war von vornehmer Einfachheit, die sich durch Bevorzugung einfarbig getönter Stoffe hob.

Es war Wanda Lorenz. Das schwarzbraune, volle Haar, das modern aus der Stirn frisiert war, paßte zu dem zarten Teint und den tiefblauen Augen, die ein weicher, feuchter Schleier umhüllte, als sie, wie von einem Magneten gezwungen, über die Gasse zurückblickten.

Der junge Mann hatte seinen Platz am Fenster hurtig verlassen, war die Treppe hinabgestürzt und hatte hastig die Tür geöffnet. Schnell folgte er der durch das Gittertor langsam Schreitenden und holte sie an der Schwelle des Hauses ein, an der sie stehen geblieben war.

Wie eine Vision starrte das junge Mädchen dem Gasten entgegen. „Willy! Sie hier?“ entschlüpfte es den zitternden Lippen. Sie preßte einen Augenblick ihre Rechte auf die wogende Brust, dann hielt sie ihm in sichtlicher Bewegung, freudig und zugleich überrascht, beide Hände entgegen, die der junge Mann stumm, jedes Wortes unfähig, in die seinen nahm und darauf stürmisch an die Lippen zog. „Wie mich das freut, Willy — pardon! Herr Ingenieur!“

Diese Anrede gab dem Manne die Sprache. „Nicht so, Wanda,“ bat er innig; „nennen Sie mich bei meinem Namen wie damals — in der Kinderzeit — wie Sie es immer taten, alle die Jahre der Jugend hindurch — bis wir uns trennen mußten.“

Sie sah ihm mit ihren feuchtschimmernden Augen ins Gesicht — ein Gedanke besiel sie, in den sie sich verlor. „Wie damals!“ wiederholte sie. „Also dann: Willy — wie da-

mals! Es ist lange her, das „Damals“. Wir waren kaum den Kinderschuhen entwachsen, als Sie Ihren Studien und Ihrer Laufbahn nachgingen.“

„Der Not gehorchend,“ ergänzte er. „Ich mußte doch etwas werden.“

„Ingenieur und Baukünstler.“

„Ja,“ bestätigte er einsilbig.

„Sie gingen fort, als ob hier, in der Residenz, ein Studium unmöglich war,“ warf sie mit Bitterkeit ein.

„Wenn ich etwas Recht es werden wollte, so mußte ich mich in der Welt umsehen,“ verteidigte er sich. „Sie wissen, daß mein Onkel, dessen Erbe ich und von dem ich Waive gänzlich abhängig war, die Bedingung stellte: entweder gründliches Studium an technischen deutschen und an amerikanischen Hochschulen oder Enterbung. Wenn ich auch auf das Geld wenig Wert legte, mein Ehrgeiz spornte mich zu sattem Streben an.“

„Haben Sie Ihre Ziele erreicht?“

„Was bis jetzt für meine Jugend erreichbar war, ist mir geworden,“ erwiderte Ingenieur Voß.

„In der Fremde!“ schloß Wanda.

„In der Fremde,“ wiederholte er fest und fügte hinzu: „Jetzt bin ich zurückgekehrt.“

„Um zu bleiben?“

„Um hier eine mir übertragene Preisarbeit vorzunehmen.“

„Hier — in der Residenz?“

Der junge Mann nickte bestätigend und sah sie fragend an. Aus ihrem Ton klang eine Erschrockenheit, die ihn eigenartig berührte. „Sie wünschen mich lieber zehntausend Meilen fort von hier — nicht wahr?“ Und als sie eine abwehrende Gebärde machte, sagte er: „Ich lese es in Ihrem Gesicht, Wanda. Ja, das läßt sich nun nicht ändern. Sie müssen sich mit dem Gedanken, mich hier schalten und walten zu sehen, schon vertraut machen.“

„Wollen wir nicht eintreten?“ lud sie ihn ein, ohne weitere Bemerkung auf seine Worte. „Tante Lisbeth wird sich freuen. Sie schenken uns doch für einige Stunden Ihre Gegenwart?“ Sie wartete seine Zustimmung gar nicht ab, sondern stieß die Tür auf, schlüpfte über die Schwelle und

beobachtete — fast ängstlich — mit seitwärts gerichtetem Blick, daß er ihr auch folgte.

Ohne Zögern schritt er ihr auf den Fersen nach.

Im Korridor warf sie Hut und Sonnenschirm ab, öffnete die nächste Tür und bat mit einer auffordernden Bewegung den Ingenieur, näherzutreten. „Ich werde sofort die Tante benachrichtigen,“ sagte sie, während sie sich der Handschuhe entledigte.

„Lassen Sie doch noch,“ bat er, sie mit der vorgestreckten Linken zurückhaltend. „Wir haben uns wohl einiges allein zu sagen.“

„Ja?“ fragte sie mit einem erwartungsvollen Aufblick. „Wie lange ich nichts mehr von Ihnen gehört habe! Wie ist es Ihnen ergangen?“ Ihrem Ton war es anzumerken, daß er sich zur Harmlosigkeit zwang. „Lassen Sie sich doch ansehen. Was für ein stattlicher Mann Sie geworden sind!“

„Das sagen Sie mit einem Seufzer?“ Als sie nichts darauf erwiderte, sondern den Kopf seitwärts zu Boden neigte, fuhr der Ingenieur fort: „Sie haben wohl in den letzten Jahren — seit wir uns nicht gesehen — nie in den Spiegel geblickt?“

„Wissen Sie schon —“ begann sie mit heißem Erröten.

„Ich weiß!“ unterbrach er sie. Es klang fast schroff. „Zunächst also meinen Glückwunsch, Wanda.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie leise, schwer atmend. „Lassen Sie die Verlobungsanzeige in den Zeitungen?“

„Ja,“ erwiderte er. „Sie haben sich Ihr Glück selbst gewählt?“

„Mein Bräutigam ist sehr verliebt in mich, und wenn sich ein junges Mädchen geliebt weiß, wenn es nichts gegen den Mann auszusetzen hat, wenn man ihm gar verpflichtet ist, so gibt man wohl seinem stürmischen Drängen nach und glaubt — ihn ebenfalls zu lieben.“

Ihr eigenartiger, unfreier Ton, der stets unter einem fremden Zwange stand, übte eine ebenso seltsame Wirkung auf ihn aus, wie die Auffassung ihres Brautstandes. Seit zwei Wochen, da ihn die Kunde von der Verlobung Wandas mit Bruno Ehrenfels wie ein Donnerschlag getroffen, hatte ihm immer eine Szene voller Vorwürfe, Groß und Leidenschaftlicher Eiferjucht vorge schwebt. Nun geschah nichts von

allem. Aber die Klarheit ihrer ganzen Erscheinung, der herzliche, durchaus freudige Empfang ließen sie ihm überaus sympathisch erscheinen — trotz der Eigenart, die ihr Verlöbniß für ihn bildete — daß er das seelische Gleichgewicht nun rasch wieder fand.

Es kam sogar etwas wie der Schein eines Lächelns auf sein Gesicht, als er sagte: „So? Also Sie glauben das? Und — wenn ich so indiskret sein darf zu fragen — was fühlen Sie?“

„Aufrechtig — darüber bin ich mir selber nicht ganz klar. Doch lassen wir das,“ brach sie plötzlich ab und suchte einen anderen, leichteren Ton, dem der Zwang jedoch noch immer anklebte. „Wir wollen lieber von Ihnen sprechen. Wo waren Sie die ganze Zeit über?“

„Nachdem ich meine Studien in Amerika vollendet, ging ich nach England, wo man mich mit größeren Arbeiten beauftragt hatte. Meine Absicht war es, auch hier nicht lange zu verweilen und bald nach Deutschland überzusiedeln. Doch so denkt man und das Schicksal lenkt anders. Der Umfang meiner Arbeiten hielt mich fest. Als ich dann wirklich im Begriff stand, in mein Vaterland zurückzukehren, um hier dauernd meine Tätigkeit zu entfalten, stieß ich in einem deutschen Blatt auf Ihre Verlobungsanzeige. Diese gab den Anlaß, meine Abreise zu beschleunigen und mit der nächsten Gelegenheit nach Bremen abzudampfen. Ich komme von dort. Heute morgen habe ich mir im gegenüberliegenden Hause einige Zimmer gemietet, wo ich zu bleiben gedenke. Vor einer Stunde sprach ich bei Ihnen vor und hörte, daß Sie ausgefahren seien. So wartete ich Ihre Rückkehr ab. Ich beabsichtige in Ihrer Nähe zu bleiben, um —“

Er stockte und sie sah fragend zu ihm auf. Wortlos blickten sie sich an. Ihre großen blauen Augen tauchten tief in die seinigen.

Endlich wandte sie sich langsam von ihm und stieß in momentaner Verlegenheit mehrmals leise mit der Fußspitze auf den Boden. „Warum haben Sie nie etwas von sich hören lassen?“ fragte sie und wurde plötzlich sehr rot.

„Haben Sie denn meine Briefe nicht erhalten?“

„Briefe? Nicht einen.“

„Ach!“ machte er erstaunt. „So sollten sie verloren gegangen sein? Die Post ist doch sonst so zuverlässig. Und hier gerade —? Ich klagte sie öfters an, daß Sie mich ohne Antwort ließen. Besonders von England aus schrieb ich des öfters.“

„Nicht eine Zeile ist in meine Hände gelangt,“ versicherte sie. „Ja — wie ist das möglich?“

„Sollte dahinter eine dritte Person stecken, die diese Briefe unterschlug?“ fragte er mit zorniger Aufwallung. „Vielleicht —“

„An wen denken Sie?“

„Vielleicht Ihre Tante?“

„Kaum anzunehmen! Welchen Grund sollte sie dafür gehabt haben? Doch ich will sie fragen.“

„Wer gar —“

„Nun?“

„Ihr Bräutigam?“

„Ich bin erst seit zwei Wochen verlobt und kenne ihn überhaupt erst seit anfangs Juni dieses Jahres. Da verdächtigen Sie ihn unnütz,“ verteidigte sie Ehrenfels. „Zudem hat er keine Ahnung von Ihrer Existenz — ich habe nie zu ihm über Sie gesprochen.“

„Freilich!“ nickte er mit einem verbissenen Zug um die Mundwinkel. „Was hätte mein Name auch mit dem Glück eines Brautstandes zu schaffen! Der Bräutigam würde sich das hübsch verbeten haben. Sie sind im Recht. Der Verdacht auf ihn war törricht.“

„Ihre Briefe datierten doch schon von früher her?“

„Ja,“ antwortete er und fuhr mit einem Seufzer fort: „Nun erkläre ich mir auch manches. Und ich habe Sie für lieblos gehalten! Verzeihen Sie mir, Wanda.“

Sie streckte ihm mit einem zerrissenen Lächeln die Hand hin.

Er behielt sie eine Weile in seiner Rechten und sprach: „Was habe ich Ihnen in diesen Briefen nicht alles gesagt! Mein ganzes Herz habe ich Ihnen ausgeschüttet.“

Sie entgegnete nichts darauf, sondern sah ihn nur mit trüber, schmerzlicher Miene an.

„Haben Sie niemals an mich gedacht?“

„O ja — bisweilen,“ bekannte sie offenherzig. „Mir sind die frohen Stunden, die wir verlebt, nie aus dem Gedächtnis verschwunden.“

„Wenn ich hier — um Sie gewesen wäre, hätte nicht manches anders kommen können?“

„Plagen wir uns doch nicht mit dem „Wenn“. Das ändert ja doch nichts,“ wehrte sie tapfer seine Sentimentalität ab. „Sprechen wir von anderem. Sie haben sich gewiß sehr über meine Verlobung gewundert?“

„Bedarf es hierfür noch der Bestätigung? Ich war wie geschlagen, mir war, als ob ich alles, was mir je lieb und teuer gewesen, in ein Grab gelegt und dieses für ewig verschlossen hatte. Der Augenblick und meine Empfindungen, als ich die Anzeige las, lassen sich nicht schildern. Ehrlich, Wanda!“

„Ja, ehrlich waren Sie immer, Willy, wenn auch nicht mittheilhaft.“

„Ihr Ton ist vortourfsvoll.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nur ein wenig traurig. Wenn auch ich offen sein soll, so muß ich sagen — — ach, lassen wir das,“ unterbrach sie sich hastig.

„Was wollten Sie sagen? Wanda, ich flehe Sie an, sprechen Sie sich aus. Was müssen Sie sagen?“

„Daß Sie mir in der letzten Zeit gefehlt haben.“

„Wobei?“ forschte er erwartungsvoll.

Nervös fuhr sie sich mit den Händen über Augen und Schläfe und sagte unruhig: „Ach, nichts, nichts, Willy. Sie können mich ja nicht verstehen.“

„Ich verstehe, Wanda — ich verstehe, glaube ich. Haben Sie nur Vertrauen zu mir.“

„Ein paar dumme Gedanken kreuzen meinen Kopf. Lassen mir's, wehrte sie ab. „Es ist nur bei diesem plötzlichen Wiedersehen etwas, was da über mich kam. Schnell wird sich's wieder einrenken und einrenken ins alte Geleise. Man fährt ja im Leben doch nur auf breiter Straße. Wissen Sie,“ fuhr sie, sich im Ton übereilend, fort, „daß es mir vorkommt, als — — Ich weiß nicht, ob ich's sagen soll.“

„Ich bitte Sie darum.“

„Es kommt mir vor, als tragen Sie eine heimliche

Liebe mit sich herum.“ Sie sprach es zerknirscht, und in ihren Augen glänzte es feucht.

Eine Weile schwieg er, im Innern etwas stübig. Mußte sie sich nicht sagen, daß sie der Gegenstand seiner Verehrung und Neigung war? „Ja, Wanda,“ kam es in leisem, etwas verzagtem Ton von seinen Lippen — „ich liebe.“

Sie nickte vor sich hin, ging zum Fenster und sah angelegentlich auf die Straße hinab. Dabei griff ihre Rechte nach dem Knopf, der ihr vom Fensterrahmen entgegenfunfelte, und drehte spielend an ihm, scheinbar ganz in diese Beschäftigung vertieft. „Ist es — ist es eine unglückliche Liebe?“ fragte sie mit einem unterbrochenen und wiederholten Ansaß.

„Eine unglückliche Liebe,“ entgegnete er im Flüsterton, als er hinter sie getreten war. Sie neigte leicht den schönen Kopf, und Willy hub nach einer Weile an — wieder in gedämpfter, kaum vernehmbarer Stimme: „Sie sind rückhaltlos glücklich, Wanda?“

Das junge Mädchen bejahte stumm.

An den Erschütterungen ihrer Schultern sah er, daß sie sehr erregt war. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie in der seinen. „Ich glaube Ihnen nicht, Wanda,“ flüsterte er, als fürchte er gehört zu werden. „Wollen Sie sich nicht aussprechen? Man hat Sie einem Manne aufgezwungen, dünkt mich — einem, der Ihnen gleichgültig ist. Ich bitte Sie um alles in der Welt, sagen Sie mir, ist es nicht so?“

- Hastig entzog sie ihm die Hand. „Sie irren. Ich habe meinem Bräutigam Treue und Liebe gelobt, er und Tante Elisabeth sind glücklich über diese Verbindung — ich habe keine Ursache, mich dem Glück zu widersetzen.“

„Keine Ursache — so?“ fragte er gedehnt und trat einen Schritt zurück.

„Warum sollte ich meinem Bräutigam keine aufrichtige Neigung entgegenbringen? Ich habe seinen lautereren Charakter schätzen gelernt und nicht das geringste an ihm aussetzen. Warum soll ich an Brunos Seite nicht glücklich werden? Er liebt mich — ich achte ihn. Zudem bin ich in seiner Schuld. Er hat mich vom Tode des Verbrennens gerettet —“

„Sie waren in Feuergefahr?“

„Ja. Ich stände nicht vor Ihnen, wenn mich Ehrens-fels nicht mit Todesverachtung aus den Flammen getragen hätte — Tante Lisbeth und mich.“

„Auch Ihre Tante?“

„Auch sie. Mein väterliches Haus brannte nieder, und mein Bräutigam war unser Lebensretter. Habe ich da nicht Ursache, ihm dankbar zu sein? Ja, mehr noch: ihn zu achten und zu lieben? Muß ich ihm nicht die volle Dankbarkeit meines Herzens entgegenbringen? Sie hören, ich bin ge-bunden, mit unzerreißbarer Kette gebunden. Und darum muß ich Ihnen erwidern: ich liebe ihn. Es ist freilich nicht —“ Sie stockte.

„Das selige, jauchzende Glück, das sich eine junge Mäd-chenseele erträumt,“ vollendete er an ihrer Stelle.

„Gehen denn alle Mädchenwünsche in Erfüllung? Sag-ten Sie vorhin nicht ebenfalls, daß Sie nicht jauchzendes Glück im Herzen tragen? Die Zeit heilt alles, und wie mir noch eine stille Zufriedenheit bechieden sein wird, so werden auch Ihnen noch rosige Tage blühen.“

„Mir?“ Fest sah er ihr ins Antlitz, so daß wieder eine unbehagliche Verwirrung sie überfiel. „Nie, nie werden mir solche Tage blühen, wenn Sie —“

Das Mädchen hob erschrocken die Augen und konnte ein plötzliches Erblaffen nicht unterdrücken — und dennoch sprach ein Begehren nach der Vollendung des Satzes aus ihren Blicken. Sie wußte sich keine räthelhafte Miene, die etwas unsagbar Leidvolles und dabei auch Vorwurfsvolles besaß, nur mit geheimer Angst zu deuten. Das Herz klopfte ihr so laut, daß sie es ihn schlagen hören glaubte. „Was ist Ihnen, Willeh?“ fragte sie sanft.

In seinen Fingern zuckte es konvulsivisch, sein Atem wurde kurz, und plöglich griff der Ingenieur nach ihren Händen, zog sie stürmisch an sich, schlang die Arme um ihren bebenden Körper und preßte die Lippen auf ihre Stirn. „Wanda!“ kam es wie ein Hauch an ihr Ohr.

Sekundenlang hielt sie betäubt — berauscht — an sei-ner Brust, dann kam ihr die Besinnung zurück. „Mein Bräutigam —!“

Dieser Ausruf brachte auch den kopflosen Mann zum Bewußtsein. Er ließ die sich seinen Armen Entwindende frei. „Ihr Bräutigam!“ stieß er bitter hervor. „Den Sie achten und lieben.“

„Zweifeln Sie nicht daran.“

„Nein, Wanda,“ brach es noch einmal zügellos von seinen Lippen; „ich glaube Ihnen nicht. Sie lieben diesen Mann nicht — Sie gehören mir — ich will um Sie und Ihre Liebe kämpfen mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln. Hören Sie mich —“

„Nichts mehr — nicht ein Wort mehr!“ schnitt sie ihm entschieden den Satz ab. „Ich habe meinem Bräutigam Treue gelobt — und werde sie halten.“

Willys Augen vergrößerten sich und sahen auf das geisterbleiche Antlitz Wandas — sein Gesichtsausdruck nahm einen Grimm an, der dem jungen Mädchen Furcht einflößte und den Fuß zur Flucht ins Nebenzimmer wenden ließ.

In diesem Augenblick öffnete sich eine der Thüren zu den inneren Gemächern, und eine hagere alte Dame trat über die Schwelle. „Ich hörte ein lautgeführtes Zwiegespräch — — Wer —?“ unterbrach sie sich, erstaunt auf den Ingenieur sehend.

Dieser faßte sich. „Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiges Fräulein?“ fragte er und nannte seinen Namen: „Ingenieur Willy Boß.“

„Wie —? Sie, Willy?“ begrüßte ihn nun Wandas Tante, Fräulein Lisbeth Rint, mit freundlicher Miene.

„Ja, Tante — mein alter Jugendgespieler,“ fiel Wanda mit nervös zuckenden Mundwinkeln ein. „Er ist lange fortgewesen und wird Dir viel zu erzählen haben. Mich hat er schon mit individuellem bekannt gemacht. Mich entschuldigt,“ bat sie und reichte dem Ingenieur die Hand hin.

Dieser zog sie an die Lippen, drückte einen Kuß darauf, und Wanda verließ, ohne ihn noch einmal anzusehen, das Zimmer. In ihr Gemach gekommen, schlug sie die Hände vors Gesicht und brach in Tränen aus.

„Seien Sie mir willkommen,“ sprach Fräulein Rint zu dem Gast, als Wanda gegangen war, und bat ihn, Platz zu nehmen, indem sie sich in einen Sessel fallen ließ. „Wo

haben Sie so lange gesteckt und was bringt Sie wieder in die Heimat zurück? Die Sehnsucht?"

„Sollten Sie das nicht wissen, gnädiges Fräulein?“ lautete seine Gegenfrage.

„Wie verstehe ich das?“

„Aus meinen Briefen, die ich an Wanda sandte und die nicht in ihre Hände gelangt sind.“

Eine Blutwelle schoß der alten Dame in die fahlen Wangen. „Ich habe die Briefe nicht gelesen.“

„Doch auch nicht ausgehändigt?“

„Nein,“ gestand Fräulein Rint nach kurzem Zögern mit entschlossenem Tone. „Ich habe die Briefe ungelesen vernichtet.“

„Aus welchen Gründen, wenn ich fragen darf?“

„Ich wollte nicht, daß Wanda ihr Herz an jemand verlor, der sie der Heimat entfernen und entfremden wollte.“

Der Ingenieur fuhr empört auf. „Woher wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Wanda der Heimat entfremden wollte?“

„Weil Sie eine etwaige Werbung nicht persönlich vorzubringen für gut hielten, weil, falls Worte der Liebe in jenen Schreiben enthalten waren — was sollte es auch anders enthalten? — das Mädchen leicht durch sie hätte betört werden können, mir und der Heimat den Rücken zu kehren. Ich bin zu alt, um Reisen unternehmen zu können oder zu wollen —“

„Also aus purem Egoismus —“

„Mäßigen Sie sich, mein lieber Willy,“ schlichtete die alte Dame die Wogen seiner hohen Erregung. „Auf einige bestrickende, glatte Worte hin, wollte ich Wanda nicht dem Ungewissen aussetzen. Ein unerfahrenes junges Mädchen allein über Land und Meer ziehen lassen: das vermochte ich nicht über mich zu gewinnen. Ich war verantwortlich für sie, ich hatte sie in meine Obhut genommen, ihren Eltern Sorge und Erziehung zugesagt. Wären Sie selbst und beizzeiten gekommen — bevor Wanda ihren Bräutigam kennen lernte — dann hätte ihr Lebensgang wohl eine andere Richtung nehmen können. Müssen Sie darunter leiden, so haben Sie es sich selbst zuzuschreiben.“

„Wenn Sie meine Briefe gelesen und beantwortet hätten —“

„Sie waren nicht an mich gerichtet und, wie gesagt, Wanda wollte und mochte ich nicht beunruhigen.“

„Sie glauben nun, gnädiges Fräulein, daß ich mich ohne weiteres ergeben und die beschlossene Vermählung schweigend über mich ergehen lassen werde?“

„Was wollen Sie tun, nachdem Sie selbst die Dinge auf ihre Bahn geleitet haben?“ Die alte Dame erhob sich fast ungestüm. „Herr Ingenieur, ich möchte die Bitte an Sie richten, meiner Nichte am besten in der nächsten Zeit nicht mehr begegnen zu wollen, auch ein zufälliges Treffen zu vermeiden — lieber sofort wieder zurückzureisen. Ich bitte Sie inständigst darum.“

„Das ist nicht wenig verlangt,“ entgegnete Willy spöttisch. „Nein, mein gnädiges Fräulein, das werde ich nicht tun; im Gegenteil, ich bin entschlossen, mich hier dauernd niederzulassen und habe bereits die notwendigen Schritte dazu getan. Schließlich darf ich wohl auch das Recht des Freundes für mich in Anspruch nehmen, um Wanda auch künftighin begegnen zu können.“

„Sie bestehen darauf?“

„Sie haben es längst erraten — es war die Ursache der Vernichtung meiner Briefe, wie Sie ganz richtig sagen — wie innig und zärtlich ich Wanda liebe. Sie war mir schon damals teuer, als sie, noch ein halbes Kind, bei meinem Scheiden die letzten Abschiedsworte an mich richtete. Aus ihnen leuchtete ihr volles, lebendiges Gefühl für mich. Sie sind mir ein Talisman auf meinem Pfade gewesen. Ich gelobte mir, etwas zu werden, und wenn ich mir eine sichere Position geschaffen, mit meiner Werbung vor sie hinzutreten. Auf meiner Wanderschaft sie an mich zu fesseln, lag niemals in meiner Absicht, selbst nach England, wo ich mich zuletzt und am längsten aufhielt, wagte ich nicht, sie zu entführen. Hier, in ihrem und in meinem Vaterlande, sollte sie mein werden und erst, als ich fühlte, als ich mir meines Könnens bewußt war, als ich sicher ging, eine Frau ernähren zu können, da ließ ich mich vom deutschen Kultusministerium anstellen. Der Entschluß, in den nächsten Wochen hierherzu-

Kommen, fiel zusammen mit der Bekanntgabe der Verlobungsanzeige Wandas, die ich in einer Zeitung las. Die Nachricht schmetterte mich nieder, und erst nach Tagen raffte ich mich auf. Ich beschloß sofort, Wanda aufzusuchen, um mich von ihrem Glück zu überzeugen. Wenn sie dieses rein und unanfechtbar gefunden, sagte ich mir, so willst Du Dich schweigend zurückziehen und keine Schatten auf sie werfen. Sie aber ist nicht unbedingt glücklich —“

„Herr Ingenieur!“

„Nein, gnädiges Fräulein. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Wanda noch etwas in ihrem Herzen für mich übrig behalten hat — mehr, als in Ihrem Sinne liegen mag. Ihr Bräutigam füllt ihr Herz nicht in dem Maße aus —“

„Täuschen Sie sich nicht,“ unterbrach ihn die alte Dame lebhaft und herb. „Ehrenfels ist ein trefflicher Mensch — er liebt, verehrt Wanda über alle Maßen, und es ist nur natürlich, daß sie, die ihm, wie ich, zu größtem Danke verpflichtet ist, ihn wieder liebt. Treiben Sie sie nicht in Kämpfe — bedenken Sie, daß Sie eine Braut vor sich haben, und deshalb bitte ich Sie nochmals: verlassen Sie ihre Nähe, ohne Wanda wiedergesehen zu haben.“

„Das kann ich nicht,“ blieb er fest. „Nachdem ich die Gewißheit erhalten, daß Wanda nicht glücklich ist, wie es eine liebende Braut sein soll — so bleibe ich.“

„Ueberlegen Sie —“

„Ich habe überlegt, gnädiges Fräulein. Meine Liebe zu Wanda ist so groß und aufopferungsfähig, daß ich auf mein Glück verzichten könnte, wenn ich sie dadurch glücklich wüßte. Aber daß wir beide unglücklich werden und uns nicht einmal wehren sollen, das kann niemand von uns verlangen. Sie begehren Unmenschliches. Ich bleibe, mag es kommen, wie es will. Ich werde den gestellten Preis mir zu erringen suchen.“

Angstvoll sah die Dame zu ihm hin. „Sie haben es wirklich darauf abgesehen —“

Er fiel ihr mit einer abweisenden Gebärde hart ins Wort: „Ja, gnädiges Fräulein. Ich habe es darauf abgesehen, sie glücklich zu machen; wenn ich sehe und empfinde,

daß sie es mit Bruno Ehrenfels nicht ist, sie ihm streitig zu machen.“

Er grüßte kurz und verabschiedete sich. Ehe die alte Dame zur Besinnung kam, hatte er das Haus verlassen.

Die Stirn an die Scheibe gepreßt, saß Wanda am Fenster ihres Zimmers und betrachtete die Straße, das gegenüberliegende Haus, in dem Ingenieur Voß sein Heim aufgeschlagen hatte, aber nicht anwesend zu sein schien, und die Landschaft, die sich seitwärts von diesem Gebäude bis zum nahen Walde hinzog. Eine flüssige, zitternde Helle sank vom bleublauen Himmel herunter und verlieh dem Sommerbilde etwas Traumhaftes.

Warum beunruhigte Wanda eine unerklärliche Angst anstatt der Erwartung des Glücks, das ihr die Vermählung mit Ehrenfels verhieß? Sie schalt sich töricht — sie mußte doch zufrieden sein. Sie fragte ihr Herz und tauschte vergeblich auf den Triumphgesang der Liebe zu ihrem Bräutigam; nicht Befreiung, sondern Beklommenheit stieg aus den Tiefen ihres schmerz erfüllten Wesens. Das junge Mädchen begriff sich selbst nicht mehr. Ein dumpfer Druck, eine unbekannte Kraft lastete auf ihr und hinderte sie, sich zurecht zu finden.

Verzweifelt erhob sie sich und blickte in dem einsamen Gemach umher. So freundlich es ausgestattet war, es mutete sie traurig an. „Ich muß mich zerstreuen,“ flüsterte sie vor sich hin. „Doch womit? Wer hilft mir über diese Tage und Wochen hinweg, bis —“ Ein leiser Schauer überlief ihren Körper und hieß sie schweigen. Eine unbekannte Furcht vor einem Unbekannten lähmte ihre Glieder. Sie verspottete sich selbst, um ihren Mut anzustacheln, um ein ruhigeres Gefühl wachzurufen.

Endlich nahm sie sich zusammen und ging zu ihrer Tante hinüber. „Warum hast Du mir nichts von Willys Briefen gesagt, warum sie mir nicht ausgehändigt, Tante Lisbeth?“ zog sie die alte Dame zur Rechenenschaft.

„Um Dich nicht zu beunruhigen,“ lautete die etwas unwirschige Antwort.

„Willh war mir doch ein lieber Jugendfreund. Was hätte mich an ihm beunruhigen können? Die Briefe gehörten mir, und Du hattest kein Recht an ihnen. Tante, wie hätte alles, alles anders werden können!“ endete sie mit einem Klagelaut.

„Anders?“ wiederholte das alte Fräulein. „Bergiß Du denn ganz, was wir Ehrenfels zu danken haben?“

Wanda hatte sich in einen Fauteuil geworfen und preßte die Stirn in beide Hände. Ein Aufgeben jeglichen Kampfes, ein müdes Entsagen schlich sich in ihr Herz und setzte sich auf ihrem Antlitz fest. „Ja, Tante — ich weiß nur zu gut, was ich ihm schulde.“

„Und er ist Dir so gut,“ behauptete die Dame. „Es würde mir in tieffster Seele weh tun, wenn Du ihn etwa empfinden ließest, daß Du für Willh mehr übrig hast, als für ihn. Im Grunde genommen ist das nur eine Aufwallung für den Jugendfreund —“

Wanda fuhr lebhaft empor. „Sprich nicht so, Tante.“

„Gut — also reden wir nicht weiter darüber. Nimm nur noch einen guten Rat von mir an: vermeide künftighin jede Begegnung mit Willh. Das mußt Du mir versprechen, denn es ist für Deine Ruhe unumgänglich notwendig.“

„Ich bin nicht imstande, etwas zu versprechen.“ Sie erhob sich. Eine seltsame Erschütterung erfaßte sie. Mit schwankendem Fuß wollte sie in ihr Zimmer zurück. Da meldete das dienstbare Mädchen den Bräutigam. Wanda fiel auf den Fauteuil zurück und sah dem Eintretenden wie einer unliebsamen Erscheinung entgegen.

„Am nächsten Dienstag wäre der geeignetste Tag, unseren Bund fürs Leben zu schließen,“ bestimmte er, nachdem er die Damen begrüßt hatte, zur großen Freude der Tante.

Wandas Gesicht wurde aschfahl, und die Augen entgeisterten sich. Ihr war's, als müsse plötzlich ihr das Herz stillstehen. „Dienstag,“ wiederholte sie mit blutleeren Lippen.

„Die Zeit ist jetzt die günstigste,“ erklärte Ehrenfels; „sie kann kaum gelegener kommen. Eben jetzt bin ich von meiner Besetzung für einige Wochen abkömmlich. Nach der

Hochzeitsreise verlangt die Bewirtschaftung wieder ihren Herrn. Dann genügt der Verwalter nicht.“

„Muß das Aufgebot nicht sechs Wochen aushängen?“ wendete das junge Mädchen stoßend ein.

„Vierzehn Tage genügen und am Sonnabend sind diese um. Ein Hindernis haben wir von keiner Seite mehr zu befürchten. Ich sehne mich danach, Dich zu besitzen. Und Du? Du bist doch einverstanden? Laß uns das Notwendigste noch besprechen, denn ich fahre noch heute aufs Gut hinaus, um dort meine letzten Vorkehrungen für meine Abwesenheit und unseren Empfang bei unserer Rückkehr von der Hochzeitsreise zu treffen. Vor Montag dürfte ich schwerlich zurück sein.“ Er sah sie prüfend an. „Nun? Deine Antwort?“

„Ich — füge — mich,“ entgegnete sie mit ersticker Stimme.

Ehrenfels schien auf ihren Ton und ihre Stimmung nicht zu achten; er küßte Wanda die Hand und begann, einige Einzelheiten für den Hochzeitstag zu besprechen. Er führte fast ausschließlich das Wort, Wanda hörte meist schweigend zu und ließ ihn gewähren.

Da Ehrenfels nur für das junge Mädchen vernehmbar sprach, griff Tante Lisbeth zur Zeitung und vertiefte sich darin. „Haben Sie das heutige Blatt schon gelesen?“ fragte sie nach einer Weile, als in dem Gespräch der Brautleute eine Pause entstanden war.

Die beiden rissen sich aus ihren Gedanken, und Ehrenfels verneinte.

„Es steht eine sensationelle Nachricht drin,“ fuhr die alte Dame fort. „In der Krauseschen Mordsache.“

Ehrenfels horchte gespannt hinüber. „Was ist es?“

„Die Deffentlichkeit gelangt erst jetzt zur Kenntniß einer aufregenden Verhaftung,“ teilte die alte Dame, den Blick in der Zeitung, mit. „Die Frau des Kassierers Kupfer, der bekanntlich Selbstmord in der Ostsee begangen hat, ist in Hamburg eruiert und festgenommen worden. Sie hatte sich dort unter dem Namen Lucie Falk einlogiert. Die neben dem erschossenen Krause gefundene weibliche Leiche soll demnach gar nicht Kupfers Frau gewesen sein, sondern eine

Vera Leicht, die eine frappante Ähnlichkeit mit der Gattin des Selbstmörders gehabt hat. Was sagen Sie?"

Ehrenfels war bei der Nachricht wie vom Blitz getroffen zusammengezuckt und kreidebleich geworden; sein Aussehen wäre zweifellos den Damen aufgefallen, wenn Fräulein Rint nicht die Augen konsequent auf das Zeitungsblatt in ihrer Hand gebannt gehalten und Wanda nicht, die Mitteilungen der Tante entweder ignorierend oder völlig überhörend, vor sich hingeträumt hätte. Als sie die alte Dame, durch die Stille nach der letzten Frage veranlaßt, aufsah, hatte Ehrenfels seine äußere Ruhe wiedergewonnen. „Aberdings — sensationell," gab er mit heiserer Stimme zu.

„Der Prozeß soll nun gegen Frau Kupfer geführt werden," fuhr Fräulein Rint fort, „die für die Mitwisserin des Einbruchs in die Woltersche Bank und des Totschlags an dem jungen Krause gehalten wird; auch soll sie durch ihre Flucht die Hand dazu geboten haben, daß ihr Mann die auf sie lautende Lebensversicherungssumme einkassieren konnte, das heißt die betreffende Gesellschaft um diese Summe betrog. Sie besinnen sich doch auf die ganze Angelegenheit, Ehrenfels?"

„Ich habe seiner Zeit darüber flüchtig gelesen."

„Die Frau ist vielleicht zu bemitleiden, sie könnte das Opfer Kupfers geworden sein; dann wäre dieser feige Bube, der sich dem irdischen Strafrichter zu entziehen mußte, allein zu verurteilen."

„Wer weiß noch, ob er ertrunken ist," warf Wanda, die doch zugehört haben mußte, plötzlich ein.

Die Tante zuckte die Achsel. „Besinnst Du Dich nicht darauf, daß man den Kahn, mit dem Kupfer auf die See hinausfuhr, leer, das heißt ohne den Mann, nur mit dem Gut, Rock des Selbstmörders und einem Brief aufgefischt hat, in dem er den Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen, kundgab? Wie sollte er auf offener See entkommen sein? Um etwa an den Strand zu schwimmen, war er zu weit von diesem entfernt und wenn er der tüchtigste und dauerndste Schwimmer gewesen wäre. An seinem Tode zweifelt auch die Behörde nicht."

„Aber seine Leiche hat man nicht gefunden," beharrte Wanda.

„Die kann nach Norden geschwemmt oder unter ein vorüberfahrendes Schiff geraten und, wie man das schon gelesen hat, an dessen Boden haften geblieben sein. Wer weiß, in welchem Weltteil sie schwimmen mag! Sind Sie nicht auch der Meinung, Ehrenfels?“

„Wie war doch schon die Geschichte?“ fuhr dieser aus seinen Gedanken auf, schnell wieder Herr seiner selbst. „Ich habe so viel Wichtigeres zu tun, als mich um Kriminalfälle zu kümmern, und lese die Zeitungen auch sehr lückenhaft. Bekannte sich der Kassierer in dem Brief als Schuldigen?“

„Nein,“ klärte ihn Tante Lisbeth auf. „Er schrieb im Gegenteil, er sterbe aus Scham, in falschen Verdacht geraten zu sein. Ein Wunder, daß er nicht schreibt: er sei aus Gram über den Tod seiner Frau ins Wasser gegangen, einer Frau, die gar nicht seine Frau war!“

„Er wird sie dafür gehalten haben.“

„Und die richtige Frau sollte ohne sein Wissen unter einer Maske geflohen sein?“ Die alte Dame schüttelte den Kopf. „Das glaube ich nicht. Die Sache ist mit einem dichten Schleier umgeben. Nun, die Verhandlung, die am Ende des Sommers stattfinden soll, wird ja wohl Licht in die Angelegenheit bringen. Bis dahin müssen wir uns schon gedulden.“

„Ein sensationeller Fall,“ bemerkte Ehrenfels.

„Dem ich im Schwurgerichtssaal beiwohnen möchte,“ fiel Wanda ein.

„Kind!“ rief Tante Lisbeth entsetzt. „Aus bloßer Neugier —“

„Aus Interesse, Tante.“

„Das liest man ja alles in den Zeitungen. Eine junge Dame wird sich doch nicht aus Sensationslüsternheit — jedenfalls würde man es als solche auslegen — aufs Gericht begeben, wie zu einem Schauspiel. Solch ein Wunsch befremdet mich an Dir.“

„Interessierst Du Dich für Kriminalfälle, Wanda?“ fragte Ehrenfels.

„Es kommt auf den Fall an.“

„Aber die Tante hat recht; das liest man aus den Zeitungen bequemer.“

„Ich habe mir sagen lassen, daß man aus eigener Anschauung einen ganz anderen Eindruck gewinnt, als durch die Niederschrift dritter. Würdest Du mit mir gehen, Bruno?“

„Wo ist die Zeit bis zur Verhandlung hin! Zunächst wirst Du gar nicht Muße finden, an auffeherregende Gerichtsverhandlungen zu denken,“ bemerkte Ehrenfels ausweichend. „Ich sollte meinen, daß Du alle Hände voll zu tun haben wirst, um Dich für Dienstag vorzubereiten.“

Wanda zuckte zusammen. „Ja — Dienstag,“ wiederholte sie langsamen Tones.

„Nicht wahr? Das hättest Du im Eifer bald vergessen,“ spöttelte der Bräutigam. „Also zögere nicht, um pünktlich zu sein. Ich muß nun fort, um den Zug nicht zu verspäten.“

„Wollten Sie uns nicht noch vor der Hochzeit Ihr Gut zeigen, lieber Ehrenfels?“ fragte die Tante.

„Setz zu einem Besuchsempfang wirklich noch nichts vorbereitet,“ salvierte sich der Befragte. „Nach der Hochzeitsreise sollen Sie überrascht werden. Und nun auf Wiedersehen. Spätestens Montag bin ich wieder hier.“ Er küßte Wanda Hand und Stirn, empfahl sich der Tante und eilte davon.

Draußen trocknete er sich die Stirn. „Lucie verhaftet!“ stöhnte er. „Jetzt kann ich nur noch auf mich bedacht sein.“

Raum hatte Ehrenfels seine Braut verlassen, so kleidete sich diese an, um auszugehen.

„Wo willst Du hin, mein Kind?“ forschte Tante Lisbeth. Sie warf dem jungen Mädchen einen besorgten Blick zu. Wanda war bleich und nervös erregt. „Du siehst nicht gut aus. Ich denke, Du bleibst lieber zu Hause und ruhst Dich ein wenig. Wo kannst Du jetzt hinwollen?“

„In die Luft — ich bleibe in der Nachbarschaft,“ erwiderte Wanda. Sie eilte in das gegenüberliegende Haus zu Ingenieur Bod.

In körperlicher und seelischer Erschöpfung langte sie bei ihm an. Was sie bei ihm wollte, wußte sie selber nicht recht. Sie hatte nur den einen Gedanken gefaßt: teile Dich ihm mit und hole Dir seinen Rat. Und wenn er Dir den nicht zu geben vermag oder Du den, den er Dir gibt, nicht befolgen kannst, so sprich mit ihm, damit Du seine Stimme

hörst, daß Du sein Antlitz siehst, wenn Du nicht umkommen willst in Verzweiflung.

Ein Diener führte Wanda in ein elegant ausgestattetes Vorzimmer und verschwand hinter einer doppelflügeligen Thür seitwärts.

Es währte kaum eine Minute, so erschien Willy vor dem Anmeldenden, begrüßte Wanda herzlich und lud sie ein, näher zu treten.

Sie fühlte ihr Herz bis zum Hals hinauf schlagen, als sie seiner Einladung folgte.

„Ist etwas Außergewöhnliches geschehen, das mir die Ehre Ihres lieben Besuchs verschafft?“ fragte Bodt, hinter sich die Thür ins Schloß legend. Er führte Wanda zu einem Sessel neben seinem Schreibtisch und bat sie, sich niederzulassen.

Beim Klang seiner warmen, herzlichen Stimme wich die quälende Angst in ihrer Brust. Sie atmete auf — freier ward es ihr ums Herz. Doch reden konnte sie im Augenblick nichts; ein Tränenkrampf erstickte ihre Worte.

Sie ließ es willig geschehen, daß er ihre Hände erfaßte und sie küßte. „Wollen Sie mir vertrauen, Wanda?“

„Mein Bräutigam war eben bei mir,“ entquoll es ihren Lippen; „am nächsten Dienstag, bestimmte er —“

Willy verharrte erwartungsvoll. „Am nächsten Dienstag —?“

„Wird meine Hochzeit sein.“

Der Ingenieur sprang heftig auf. „Nicht möglich! So eilig hat es plötzlich der Mann? Wie kommt diese Ueberstürzung —“

„Er hält die Zeit für die günstigste. Es hängt mit der Bewirtschaftung seines Besitzes zusammen,“ entgegnete das junge Mädchen.

Willy stürmte einige Male durchs Zimmer, dann hielt er jäh vor Wanda. „Wo logiert Ihr Bräutigam?“

„Er fährt noch in dieser Stunde nach seinem Gut.“

„Wo liegt das?“

Wanda sah ihn fragend an. „Was wollen Sie tun, Willy?“

„Ihn auffuchen und mit ihm sprechen.“

Bestürzt erhob sie sich. „Was hat das für einen Zweck,

Willy? Sie glauben doch nicht, ihn überreden zu können, daß er seine Rechte aufgibt? Da kennen Sie ihn nicht. Und — wenn er dazu geneigt schiene — vergessen Sie, daß ich gebunden bin? Was ich ihm schulde?“

„Ich will ihn kennen lernen, Wanda. Das Ergebnis wird sich dann finden. Kennen Sie das Gut?“

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. „Nur aus den Beschreibungen meines Bräutigams. Es soll herrlich gelegen, sehr umfangreich sein, Schloß und Park haben und aufs beste bewirtschaftet werden. Die Fahrt dahin soll eine halbe Tagereise mit der Südbahn kosten und das Gut etwa fünfzehn Kilometer von der Station Neuhof gelegen sein.“

„Ich will den Besuch am Sonnabend machen.“

„Willy, Sie wollen wirklich zu ihm?“ Ihr Blick klammerte sich flehend an den seinen. „Ich bitte Sie,“ kam es leise, stotternd aus ihrem Munde, „unterlassen Sie diesen Schritt. Ich fühle mich Ehrensatz verpflichtet und niemand kann mich von dieser Pflicht entbinden.“

Ihr zitternder Ton befestigte ihn nur in seinem Vorhaben. „Warum soll ich nicht gehen, nicht einmal den Versuch wagen?“ sagte er weich.

„Sie werden einen Streit provozieren —“

„Fürchten Sie nichts, Wanda,“ zerstreute er ihre Besorgnis.

„Doch,“ hauchte sie, „ich fürchte mich. Nicht, um mich noch mehr in Angst jagen zu lassen, kam ich zu Ihnen, sondern um Trost zu suchen. Wenn es zwischen Ihnen zu einem Zweikampf käme, würde ich in jedem Falle einen Schmerz davontragen. Ich möchte keinen von beiden verlieren.“

Der Ingenieur nagte an der Unterlippe. „An mir läge Ihnen wohl am wenigsten,“ bemerkte er bitter.

„Sprechen Sie doch nicht so, Willy,“ sagte sie ernst. „Hätte ich Sie dann aufgesucht?“ Sie sahen einander schweigend in die Augen. Dann streckten sich die Hände des Mannes bittend nach den ihren aus. Ihre Gestalt überlief ein Zittern — —

Er sank plötzlich vor ihr in die Kniee, umfaßte ihre Hüften und zog sie an sich. Sein Antlitz an ihrem Herzen bergend, kam es von seinen Lippen: „Wanda — ich liebe

Dich — liebe Dich unsäglich — so heiß, so innig, wie ein Mann nur ein Weib zu lieben vermag. Du machst mich zum Sterben unglücklich, wenn Du mich von Dir stößt, wenn Du von mir fliehst, wenn Du mir zürnst.“

Ohne daß sie dagegen ankämpfen konnte, traten ihr die Tränen in die Augen.

Fastig entwand sie sich seiner Umschlingung. „Ich kann nicht — ich darf ja nicht!“ Ihr stockte Atem und Herzschlag — dann eilte sie flüchtigen Fußes zur Thür, riß sie auf und stürmte zum Hause hinaus.

„Sie liebt mich!“ sagte sich Willy und sah ihr mit leuchtenden Augen nach. „Nun ich dessen gewiß bin, werde ich nicht zögern, Ehrenfels aufzusuchen. Ich bin dazu entschlossener denn je. Und ich hoffe zu siegen!“

* * *

Von der Eisenbahnstation Neuhof schritt Ingenieur Willy Bod dem Gute Ehrenfels zu, dessen Lage er sich vom Bahnbeamten hatte angeben lassen. Es waren fünfzehn Kilometer Landweg zurückzulegen, doch da Bod ein guter Fußgänger war, auch mit Vorliebe derartige Touren unternahm, so galt es ihm ein Vergnügen, diesen Sport auszuüben. Bot er ihm doch noch den Vorteil, daß er mit seinen Gedanken allein sein und ihnen ungestört nachhängen konnte.

Mit gemischten Gefühlen schritt er vorwärts — an langgestreckten Sumpfflächen und hügelansteigenden Wiesen vorüber. Ein silberhelles, nur selten befahrenes Fließchen, dessen Grund durch das klare Wasser hervorschimmerte, kam bisweilen ganz nahe an den Weg heran, machte dann eine plötzliche Windung und entfloß den Blicken, um nach kurzer Zeit wieder zum Vorschein zu kommen.

Nur wenigen Hütten begegnete der Ingenieur, auf dem weiten Wege nicht einem Menschen. Am Ende der Landstraße ging es einige hundert Schritte durch einen Hain, dann wieder an sumpfiger Wiese vorbei und schließlich tauchte ein Haus auf, das halb versteckt in einem verwahrlosten Garten lag.

So sehr den einsamen Wanderer auch seine Mission er-

füllte, Ehrenfels und Wanda zu trennen, so verdrängte doch das vor ihm aufgetauchte Bild im Augenblick alles für das Zwiegespräch mit Ehrenfels Ueberlegte.

Mit einem schreckhaften Ausdruck sah er sich um. Hatte er sich in der Richtung getäuscht? Hatte er einen falschen Weg eingeschlagen? Nach der Beschreibung des Bahnbeamten war das nicht möglich. Plötzlich besann er sich, daß der Befragte nach dem „Gut“ so eigenartig gelächelt hatte.

Der Garten lag frei und offen da; überall trat dem Ingenieur augenfällige Verwahrlosung entgegen, das untrüglichsste Zeichen wirtschaftlichen Ruins. Hoch ging weiter, über einen schmalen, grasbewachsenen Pfad, der unter verchlungenen Nesten einer mehrfachen Reihe von Buchen, Erlen und Fliederbäumen hinführte. Spuren von Anlagen erstreckten sich nach allen Richtungen und senkten sich auf der Rückseite des Gartens allmählich bis zum Ufer des silberhellen Fließchens hinab. Verwilderte grüne Sträucher und Grasbündel unterbrachen den Pfad; längere Zeit hatte hier keine ordnende Hand das Unkraut entfernt.

Jetzt stand Willy vor einem einstöckigen Gebäude, zu dessen Eingang drei ausgetretene Steinstufen führten. Der Kalk war stellenweise von den Wänden gefallen, so daß die rohen Ziegel zu sehen waren und die Thür, an der alle Farbe abgegriffen war, sah aus, als ob man sie seit Monaten nicht geöffnet hatte. Die gardinenlosen Fenster waren von Staub und Spinnweben überzogen; einzelne zerbrochene Scheiben teilweise mit Papier beklebt. Das Gebäude schien leer zu sein, nicht eine Spur der geringsten Benutzung war zu finden.

Diese dem Verfall geopfert Baracke sollte das mit so schillernden Farben gemalte Gutschloß sein, in das dessen Besitzer seine junge Frau einzuführen gedachte? Hoch faßte sich an die Stirn. „Es ist unzweifelhaft eine verlassene Instanz — das Gut wird weiter fort liegen. Doch will ich sehen, ob jemand da ist, der mir Auskunft geben kann.“

Er entschloß sich, die Stufen hinaanzusteigen und drückte auf den schweren Eisengriff der Thür. Sie war verschlossen. Mit hartem Finger pochte er. Es ließ sich nicht ein Laut im Hause vernehmen. Noch einmal klopfte er kräftig.

Da näherten sich vorsichtige Schritte auf der Diele des

Gauses, und nach kurzem Zögern öffnete sich eine Spalte der Thür. „Was wünschen Sie?“ klang es dem Ingenieur von einer männlichen Stimme entgegen.

„Verzeihung! Können Sie mir vielleicht den richtigen Weg nach dem Besitztum Ehrenfels weisen?“ fragte Willy höflich.

„Sie stehen auf dessen Grund und Boden. Ihr Begehrt?“

Wohlf mußte sich zusammennehmen, daß er nicht die Stufen hinabtaumelte, daß er nicht seine Selbstbeherrschung verlor. Dieses war wirklich Gut Ehrenfels?

Es entstand eine Pause, in der sich der Ingenieur Mühe gab, seine vollständige Fassung wiederzugewinnen, ehe er die Frage beantwortete. „Eine Herrn Ehrenfels interessierende Zwiesprache veranlaßt mich zu der Bitte um Einlaß.“ Mit schnellem Griff drängte er die Thür weiter auf und setzte den Fuß über die Schwelle.

„Welcher Art?“ hörte er die männliche Stimme im dunklen Flur.

Aber schon stand der Ingenieur dem Frager gegenüber. „Wollen Sie mich zu Herrn Ehrenfels führen. Ich lasse um eine Unterredung bitten. Mein Name ist Wohlf, Ingenieur.“

Der andere mochte wohl einsehen, daß er den Eindringling nicht mehr hinausweisen konnte; er öffnete daher eine Thür, die nach rechts in ein helles Zimmer führte und hieß den Besucher, nachdem er den Hauseingang geschlossen, näher treten.

Es war ein großer, dreifensteriger Raum, in dem sich Willy befand. Ein wackliges, mit ausgezogenem grünen Stoff bekleidetes Sofa, ein Tisch, ein Schrank und eine Kommode waren nebst zwei Stühlen die ganze Ausstattung. An dieses Zimmer schloß sich ein schmales, einfensteriges Gemach, das nichts als ein Bett enthielt. Das kleine Fenster war vergittert und mit schmalen Scheiben versehen; die einzige Thür zu diesem Raum war aus dauerhaften Eichenbrettern.

Auf diesem einsam gelegenen „Gut“ hatte Jahrzehnte der Vorbesitzer gehaust, ein Sonderling und furchtsamer Herr, der sich, in steter Angst vor Einbrechern und Mördern, das sichere einfenstrige, vergitterte Gemach hatte her-

stellen lassen, um hier die Nächte und am Tage Stunden eingebildeter Gefahr zuzubringen — eingebildeter Gefahr darum, weil sich in diese verlassene Sumpfgegend höchst selten, fast nie ein Mensch verlor. Nach dem Tode dieses Sonderlings erwarb das geringwertige Besitztum, zu dem nur einige Stücke Wiesenland gehörten, die verstreut zwischen Sumpfstrecken lagen und niemals verwertet wurden, Ehrenfels für einen Spottpreis, den er noch nicht einmal voll auszahlte, sondern den Kaufgelderrest auf die letzte Hypothek eintragen ließ.

„Mein Name ist Ehrenfels,“ stellte sich der Mann, der dem Ingenieur geöffnet hatte, vor.

„Sie selbst —?“

„Zu dienen,“ gab dieser zur Antwort. Sein beim Einbringen des Ingenieurs erblaßtes Gesicht nahm eine undurchdringliche Miene an, die die Unruhe nicht sehen lassen wollte, die sich seiner bemächtigt hatte.

Wock warf einen orientierenden Blick durch den Raum und heftete dann fragend seine Augen auf das Antlitz des vor ihm Stehenden. „Täusche ich mich wirklich nicht? Es ist keine Halluzination? Dies ist das Untzgebäude, das in den nächsten Wochen eine junge Frau, Ihre Braut aufnehmen soll?“

„Kommen Sie als Abgesandter meiner Braut?“ fragte Ehrenfels mit unsicherer Stimme, durch eine einladende Bewegung dem Besucher einen Platz auf dem wackligen Sofa anweisend.

„Ich kam zunächst als mein eigener Anwalt,“ erwiderte Wock, ohne sich zu setzen, grad auf sein Ziel lossteuernd, „und hatte die Absicht, mit Ihnen ein ernstes Wort als Mann und Jugendgespieler Wandas zu sprechen. Nach dem Einblick, den ich soeben in — Ihre Verhältnisse getan habe, bin ich anderen Sinnes geworden. Sie haben Wanda Lorenz ein Besitztum geschildert, das einem Edelmann Ehre gemacht hätte — ich finde hier ein elendes Nest, das mit einem Eulenschlage große Aehnlichkeit hat — eine stallartige Ruine. Wie erklären Sie das, Herr Ehrenfels?“

„Sofern Sie nicht in der Lage sind, mir eine Vollmacht meiner Braut vorzuweisen, in deren Auftrag Sie Erkun-

digungen einzuziehen berechtigt sind, verweigere ich Ihnen jeden Aufschluß," antwortete Ehrenfeld trotzig, doch gelassen.

Es blühte zornig in Bock's Antlitz auf. „Eine wohlfeile Ausflucht, die der nächsten Begegnung mit Wanda Lorenz nicht standhalten dürfte," sagte er in vibrierendem Tone. „Wissen Sie, mein Herr, was diese Vorpiegelung zu bedeuten hat?"

Ehrenfeld zuckte die Achsel und antwortete nicht.

„Bereits an diesem Dienstag wollen Sie mit Wanda den Bund der Ehe schließen — ich verlange, daß Sie sofort — noch heute! — vor Ihre Braut treten und ihr ein offenes Geständnis ablegen."

Der Gegner maß ihn mit einem langen Blick. „Das — wollen Sie mir überlassen," stieß er zwischen den Zähnen heraus.

„Herr," fuhr der Ingenieur mit merklich zitternder Stimme auf Ehrenfeld ein, „Sie wollen ein Mädchen an sich fesseln, das vertrauensfelig ihre ganze Zukunft, ihr Leben in Ihre Hände legen will, und Sie beschwindeln dieses Mädchen mit Vorpiegelung falscher Tatsachen? Sie haben es offenbar nur auf ihr Vermögen abgesehen, um Ihre Verhältnisse zu heben. Wenn das der Fall, erheben Sie vor dem Gedanken, Ihre Braut aufzuklären? Schweigen Sie, so ist das beabsichtigter Betrug."

Ehrenfeld wich einen Schritt zurück. Er biß sich voll Ingrimm's und innerer Unruhe, um sie niederzuzwingen, die Unterlippe. „Wer sagt Ihnen, daß meine Vermögensverhältnisse Anlaß zu einem Monitum geben können?"

Der Ingenieur warf einen bezeichnenden Blick in die Runde. „Sprechen hier nicht Tatsachen?"

„Sie sehen hier den ursprünglichen Grund und Boden, den Altbesitz, das verlassenste Stück meines Gutes vor sich. Mein Neubesitz liegt weiter hinaus — ich will Ihnen diesen zeigen," sagte Ehrenfeld mit verstecktem Haß hinter der glühenden Stirn.

„Dies ist nicht der künftige Herrensitz Ihrer Braut?"

„Nein," erklärte der Mann fest. „Sie sollen den Herrensitz sehen. Doch eine Frage: Steht hinter diesem vorge-schobenen Jugendgefährten nichts — Intimeres?"

Willy stand unschlüssig, ob er diesem Manne, dem er

eben unrecht getan zu haben schien, seine Gefühle preisgeben sollte. Er war mit der Absicht hergekommen, wie ein Ritter mit dem Nebenbuhler um Wandas Besitz zu ringen — jetzt zauderte er, sich diesem Manne, der ihm im höchsten Grade unsympathisch war, zu offenbaren. „Wanda Lorenz ist mir eine Freundin,“ erwiderte er vorsichtig, „eine teure Freundin, deren Glück mir nahe geht. Ob sie mit Ihnen dieses Glück findet — müßte allein die Zeit lehren.“

„Die Zeit wird auf meiner Seite sein.“

„Sie hoffen von der — Zukunft?“

„Wanda liebt mich.“

„Sie irren,“ fuhr Boß unbedacht heraus. „Wanda geht mit Bittern und Bagen in diese Ehe, mit einem verzweifelten Verzicht auf die Ideale ihrer Mädchenträume, ohne Hoffnung auf Zufriedenheit.“

„Das ist mir neu.“

„Aber wahr!“

„Das soll ich glauben?“ lächelte Ehrenfels zynisch.

„Sie werden es glauben müssen.“

„Hat Wanda Sie beauftragt, mich das wissen zu lassen, Herr Ingenieur?“

Boß wandte sich verlegen ab. „Ich habe keine Aufträge auszuführen. Ich bemerkte eingangs schon, daß ich als mein eigener Anwalt komme.“ Er hob die flammenden Augen und sah seinem Gegenüber fest und herausfordernd ins Gesicht. „Wenn Sie, wie es nach unserer augenblicklichen Umgebung den Anschein hat, kein Abenteuerer sind —“

„Herr Ingenieur!“ fuhr Ehrenfels mutschraubend auf und hob die Faust. „Kein Wort weiter! Oder —!“

Sie standen sich eine Minute gegenüber, Aug' in Auge.

„Antworten Sie mir — ehrlich! — ob Sie Wanda aus dem tiefsten Grunde Ihres Herzens lieben?“

„Ich hätte dann nicht um sie geworben,“ erwiderte Ehrenfels kühl.

„Die Antwort genügt mir nicht.“

„Das bedaure ich.“

„Ich bitte Sie —“

„Herr Ingenieur, mit welchem Rechte dringen Sie in mich? Mit dem des Verliebten?“ brauste Ehrenfels auf.

„Mit dem Recht eines offenen Mannescharakters, der

nicht nach Geld die Hand ausstreckt. Wo liegt Ihr Prachtbau? Ihr Schloß? Ihr Park? Wo? Zeigen Sie ihn mir.“

„Wenn Sie sich bemühen wollen,“ sagte Ehrenfels hämisch. „Von diesem Fenster aus können Sie ihn sehen.“ Er stieß die schwere Eichentür zum schmalen Nebenraum auf und ließ dem Ingenieur den Vortritt. Kaum hatte dieser mißtrauisch die Schwelle überschritten, so schlug Ehrenfels die Tür hinter ihm ins Schloß, drehte den Schlüssel ab und steckte ihn zu sich.

„So, Herr Ingenieur, — nun will ich Ihnen unfreiwilligen, zweifellos sehr langen Aufenthalt in diesem ausbruchssicheren Zimmer benutzen, um die Braut heimzuführen, sie mit ihrem Vermögen an mich zu binden und auf die Hochzeitsreise zu gehen. Sie werden mich schwerlich daran hindern. Ich hoffe auf gutes Gelingen und Nichtwiedersehen!“

Boshaft lachend griff er nach seinem Gut, ordnete Kleidung und Haar und ging aus dem Hause, dessen Tür er ebenfalls verschloß. Das Rütteln des Ingenieurs an den schweren, undurchdringlichen Eichentrettern war außerhalb des Gebäudes nicht hörbar. Rufe durch das vergitterte Fenster fruchteten ebenfalls nichts. „Es hat vorläufig nicht die geringste Gefahr,“ grinste Ehrenfels schadenfroh. „Oder es müßte der Zufall einen Menschen hierherführen. Ah bah — das geschieht wohl in Monaten nicht. Nur Vertrauen auf mein Glück!“

* *

Ehrenfels reiste sofort von seinem „Gut“ nach der Residenz und übernachtete hier.

Um nächsten Tage hielt er sich in seinem Hotel verborgen, um nicht etwa Wanda zu begegnen. Er wollte längeren Auseinandersetzungen oder gar Sentimentalitäten, falls seine Braut um den Schritt des Ingenieurs wußte, so weit wie möglich aus dem Wege gehen. Erst am Montag ließ er sich bei Wanda melden.

Das junge Mädchen, dessen schlechtes, vergrämtes Aussehen auffiel, hatte seit der Stunde, wo sie Willy verlassen, mit fieberhafter Unruhe auf die Entwicklung der Dinge geharrt; sie hoffte stündlich von dem Jugendfreunde eine Nachricht zu erhalten, und die Spannung folterte sie von Minute zu Minute. Selbst die Nächte vermochte sie nicht zu schlafen. War etwas geschehen? Hatte Willy ihren Bräutigam tatsächlich aufgesucht? Mit welchem Resultat? Oder hatte er den Plan fallen lassen und war gar nicht abgereist? Aber dann hätte sie ihn doch von ihrem Fenster aus in seiner gegenüberliegenden Wohnung bemerken müssen! Seit jener Stunde keine Spur — kein Zeichen! Die Ungewißheit peinigte sie bis zur Unerträglichkeit.

Als das bedienstete Mädchen Ehrenfels meldete, trat sie diesem mit atemloser Erwartung entgegen.

„Hast Du alle Vorbereitungen getroffen?“ fragte er sie nach zärtlicher Begrüßung, die sie schweigend über sich ergehen ließ, und mit einem Glückslächeln. „Morgen in aller Früh — gleich um neun Uhr — wollen wir aufs Standesamt. Ich habe uns bereits angemeldet.“

Die Worte des Mannes erschütterten Wanda aufs neue.

Also kein Ausweg, keine Frist mehr! Willy hatte ihn, sagte sie sich, nicht gesprochen oder nichts erreicht. Ihr Zustand war mitleiderregend, doch Ehrenfels schien ihn nicht zu bemerken. Ohne Fassung erwiderte sie tonlos: „Es ist alles vorbereitet.“

„Ich danke Dir. Nach dem Standesamt fahren wir sofort nach dem Süden und feiern dort unsere Flitterwochen. So haben wir's doch besprochen?“

Ein grenzenlos trauriges Aussehen trat auf Wandas Antlitz; ein ständiges Zucken um die Lippen vermochte sie nicht zu unterdrücken. „So hast Du es bestimmt,“ sagte sie.

„Die Verwaltung meiner Güter erlaubt mir just diesen günstigen Termin,“ warf er hin. „Hast Du Deine Papiere auf der Bank geordnet?“ Keine Muskel zuckte in seinem Gesicht, als er die Frage tat, der Ton war ohne jeden Nachdruck und doch lag in seinem verstohlenen Seitenblick eine fieberhafte Erwartung.

„Ja — Tante Lisbeth hat alles in Ordnung gebracht.

„Willst Du die Papiere haben?“ fragte sie mit abwesenden Gedanken.

„Gelegentlich,“ antwortete er nachlässig. „Oder — bitte, gib. Ich kann sie mir ja einmal ansehen.“

Wanda erhob sich und wankte unsicheren Schrittes, mit brechenden Knieen, in ihr Zimmer; gleich darauf kam sie mit einer schweren Kassette zurück. „Hierin findest Du alles.“ Sie legte einen Schlüssel in seine Hand. „Sieh Dir die Papiere in Ruhe an. Ich will die Tante benachrichtigen, daß Du da bist.“

Er nickte ihr freundlich zu, und sie taumelte aus dem Gemach. Ihr Zustand war der einer Nachtwandlerin — ihr fehlte jeder klare Gedanke.

Triumphierend öffnete Ehrenfels das Schloß der Kassetten, und mit flatternden Händen durchstöberte er die darin liegenden Papiere: Scheine und Bankquittungen über Depositen und Bargeld. Es waren große Summen, über die die Papiere lauteten. Vorsichtig blickte er sich um, zog ein Notizbuch aus der Tasche und machte sich hastig einige Notizen. Dann entnahm er eine Quittung, die die stattlichste Summe aufwies, der Kassette, schob sie zwischen die Blätter des Notizbuchs, klappte es zu und steckte es zu sich. „Im allgemeinen Trubel dieser Tage wird sie es nicht bemerken,“ murmelte er. Darauf verschloß er die Kassette und stellte sie neben sich.

„Für alle Fälle will ich einen Posten von ihrem Guthaben abheben,“ dachte er, „man weiß nicht, wie es kommen kann. Ich habe zwar noch ein hübsches Sümmchen und schließlich die russischen Papiere, aber diese sind zur Zeit wertlos für mich, da ich es nicht wage, sie in Deutschland einzulösen. Die Nummern sind in den Banken notiert — ich könnte beim Präsentieren Unannehmlichkeiten haben. Dieses Geld ist mir — zur Hochzeitsreise willkommen,“ schob er gleichgültig ein, „und zu einem Spielchen in Monaco auf der Fahrt — in die zweite Welt.“

Als Wanda mit Tante Lisbeth eintrat, ging er ihnen mit verbindlichem Lächeln entgegen.

„Lieber Bruno,“ rief die alte Dame gerührt aus, „also endlich morgen früh! Der Himmel gebe Ihnen seinen Segen.“

Wanda fehrte ſich haſtig ab. Sie hielt den Blick geſenkt, um die vordringende Träne in ihrem Auge nicht ſehen zu laſſen. Eine konvulſiviſche Erſchütterung erfaßte ſie. Langſam erhob ſie die Hände zu den Schläfen, und in ſtarrer Unbeweglichkeit verharrte ſie ſo.

Erſt als Ehrenfels zu ihr trat und ſagte: „Willſt Du die Kaffeſette an Dich nehmen? Es iſt alles in beſter Ordnung,“ kam ſie mit ihren Sinnen in die Gegenwart zurück. Aus ihrem ohnehin ſchon bleichen Antliß ſchien auch der letzte Blutſtropfen gewichen zu ſein, und ein eigener ſchluchzender Laut drang aus der Tiefe ihrer Bruſt. Mit Aufbietung aller Kraft beherrſchte ſie ſich.

„Was die Kaffeſette enthält, gehört von morgen ab gleichzeitig auch Dir,“ erwiderte ſie. „Verfüge darüber, wie Du es für gut findeſt.“

„Gut,“ nickte er befriedigt und ſtellte ſie auf ein Seitentiſchchen. Wie bequem wäre jetzt die Gelegenheit geweſen, die Kaffeſette unter einem Vorwand an ſich zu nehmen und ſich mit ihr ſo ſchnell als möglich aus dem Staube zu machen. Aber — wäre das praktiſch geweſen? Gewiß nicht. Es hätte ihm nichts genügt. Erſt wenn Wanda ſeinen Namen trug, würde man ihm die Auszahlung beliebiger Summen von dem Vermögen ſeiner Frau nicht verweigern können. Er mußte alſo die Zeremonie des nächſten Tages über ſich ergehen laſſen.

„Haſt Du,“ begann Wanda mit erſtickter Stimme, „haſt Du —“ ſie ſtockte, ſo heiß auch die Frage auf ihren Lippen brannte, ehe ſie ſie ausſprach.

„Was ſoll ich haben?“

„Haſt Du Ingenieur Voß geſprochen?“

Ehrenfels ſchüttelte verneinend den Kopf. „Nein. Ich kenne ihn gar nicht. Was wollte er?“

„Er wollte Dich auffuchen — etwas mit Dir beſprechen —“

„Höchſtwahrscheinlich Geſchäftſachen,“ fiel er leichtthin ein. „Jrgend eine techniſche Anlage auf meinem Gut. Das hat Zeit bis zu unſerer Rückkehr. Jetzt nur nichts Geſchäftliches mehr. Ich habe momentan dafür nicht den geringſten Sinn. Auch für nichts anderes als für Dich. Wollen wir ausfahren?“

„Ich möchte — lieber zu Hause — bleiben,“ stammelte Wanda.

„Schade. Ich habe noch Wege und hätte gern mit Dir zusammen — — Doch will ich Dich nicht quälen,“ unterbrach er sich, als sie eine abwehrende Gebärde machte. „Ich werde mich allein mit meinen Besorgungen abfinden. Du entschuldigst mich, Wanda?“

Sie nickte zustimmend.

„Sehen wir uns noch heute abend?“

„Ich möchte mich früh zur Ruhe legen, um morgen — morgen für die Reise gestärkt zu sein,“ wendete sie ein.

„Ja, gönnen Sie dem angegriffenen Kinde noch diese Ruhe der letzten Stunden in meinem Hause, lieber Bruno,“ fiel die Tante ein.

Ehrenfels war nichts erwünschter, als das, und nur um den Schein zu wahren, bemerkte er noch: „Ich dachte an eine kleine, intime Polterabendfeier —“

„Ich bitte Dich herzlich, davon abzusehen,“ flehte Wanda.

„Dein Wunsch ist mir Befehl. Also denn morgen. Um ein halb neun Uhr bin ich bei Dir, Dich zu dem schönsten Gang unseres Lebens abzuholen.“ Er küßte ihr und Tante Lisbeth galant die Rechte, nickte Wanda noch einmal zu und empfahl sich.

Wanda schlug, als Ehrenfels das Zimmer verlassen hatte, die Hände vors Gesicht. Die Augen flossen nun in Tränen über.

„Aber, Kind!“ rief Tante Lisbeth und sah erstaunt zu ihr hinüber, „Du weinst? Ist es vor unfaßbarem Glück?“

Ohne zu antworten, eilte die Angeredete auf die zu ihrem Schlafgemach führende Thür zu, riß sie hastig auf und verschloß sie sofort hinter sich.

Verblüfft sah die Tante ihr nach. „Das Ungewohnte der Situation,“ sagte sie und hob die Schultern. „Es muß ja eigenartig genug sein — solch ein Vorabend der Ehe.“ Unter einem Seufzer suchte sie ihr Zimmer auf.

Wanda ging ruhelos auf und nieder. Atemlos lauschte sie auf jedes Geräusch im Hause, als erwarte sie noch immer

eine Nachricht, die eine Wendung in dem Beschluß ihres Bräutigams bringen könnte. Wohl tausend Mal falteten sich ihre Hände zu einem Gebet, nicht mehr zu unterdrückendes Schluchzen stieg aus ihrer Brust — und erst, als sich eine begreifliche Erschöpfung ihrer bemächtigte, streckte sie sich auf ihr Lager hin.

Aber noch stundenlang lag sie wach.

Willns Vorsatz, Ehrenfels aufzusuchen, mußte wohl endgültig aufgegeben sein, dachte sie wieder und wieder. Was mochte ihn wankend gemacht haben? Vielleicht hat ihm der Mut gefehlt, sich gegen die Rechte ihres Bräutigams aufzulehnen und sie nur mit schönen Worten getröstet. Es war nicht mehr zu ändern. Morgen —!

Ein eiskalter Schauer überwältigte ihren Körper.
„Morgen ist alles vorüber!“

Vom Grübeln, vom Bangen, vom Weinen erschöpft, schlief sie endlich, lange nach Mitternacht, ein. Unruhige Träume quälten sie. Oftmals fuhr sie verstört auf und sah sich verängstigt im Zimmer um. Dann wieder befiel sie eine Dumpsheit, die halb Schlaf, halb Wachen war. Und die Stunden dieser furchtbaren Nacht schlichen dahin, ohne eine Minute auszulassen, die Wanda nicht quälte.

Am Morgen schreckte sie empor, und mit einem übernächtigten Gesicht ging sie an ihre Toilette. Dieselbe peinvolle Unruhe vom Tage vorher und von der Nacht zitterte in ihren Gliedern. Sie ließ sich eine Limonade zubereiten, in die sie ein niederschlagendes Pulver schüttete, und trank sie aus. Ein wenig schien diese sie zu beruhigen, denn als die Friseurin eintrat, hatte sich Wanda halbwegs in der Gewalt. Die Fremde merkte nur wenig von ihrem Zustande.

Pünktlich um ein halb neun Uhr traf Ehrenfels ein. Er mußte wohl eine Viertelstunde warten, ehe Wanda erschien.

Er begrüßte sie herzlich; sie schenkte ihm kaum einen Blick.

Gleich darauf trat Tante Lisbeth ein und hinter ihr zwei Herren, Reimann und Fuchs, die, Bekannte von Ehrenfels, als Trauzengen auf dem Standesamt dienen sollten.

Ehrenfels bot seiner Braut den Arm. Sie legte die Hand oder vielmehr nur zwei Finger hinein und schritt neben

ihm. Der Bräutigam war nicht größer als Wanda; ihr schlanker Wuchs und das vorteilhafte schwarze Kleid ließen sie aber bedeutender neben ihm erscheinen.

Auf dem Standesamt war die Braut matt zum Um-sinken.

Die Stimme des Beamten klang ihr wie aus weiter Ferne, sie klang ihr fremd und farblos.

Fremd und kalt saß Wanda neben Ehrenfels. Sie vermochte nichts zu denken, als das eine: tritt noch etwas dazwischen? Nichts? Nichts?

Die nüchterne Geschäftsmäßigkeit auf dem Bureau ließ auch keine Ablenkung, keinerlei Stimmung aufkommen. Der ganze Akt hatte etwas Formelles, Unpersönliches.

Es folgten die Unterschriften. Die Schriftzüge der Braut waren kaum zu lesen.

Dann war sie Frau Ehrenfels.

Ein Sturm ging durch ihre Seele.

Was sie noch bis zum letzten Augenblick gehofft, Willy dazwischentreten zu sehen, war nicht eingetroffen.

Sie hatte ihr Gelöbniß halten müssen, und nun trennte sie von ihrem Manne nichts mehr als der Tod. „Als der Tod!“ flüsterte sie in sich hinein.

Ihre Augen hatten etwas Geisterhaftes, als sie zu Hause ankam und den Glückwunsch Tante Lisbeths entgegennahm. Totenblaß kleidete sie sich mit Hilfe des bediensteten Mädchens zur Reise um.

Sie sollte ja fort — in derselben Stunde fort nach dem Süden!

Als Ehrenfels eine Stunde später, nachdem auch er sich umgekleidet hatte und darauf bedacht gewesen war, die Kassette Wandas in seinem Koffer in Sicherheit zu bringen, die junge Frau in den Wagen hob, der das Paar zur Bahnfahrt sollte, hielt er eine Ohnmächtige in seinen Armen.

Das hielt ihn indessen nicht zurück, die Reise dennoch anzutreten.

* * *

Die Fahrt ging durch die Schweiz.

Der klarste, blaueste Himmel lachte über der wunderbaren Gebirgswelt, nicht das kleinste Nebelwölkchen verdeckte sie; fast geblendet waren die Reisenden von der strahlenden Pracht der Gipfel ringsumher.

Mit großer Schärfe hob sich jede einzelne Spitze gegen den Himmel ab und spiegelte sich in den Seen.

Die Sonnenstrahlen trieben über dem allen ihr Wesen in flimmerndem Spiel.

Aber selbst diese schöne Welt machte auf Wanda keinen Eindruck.

Sie sah mitleiderregend aus. Ihre Gesichtsfarbe war blaß, dunkle Schatten lagen unter ihren großen Augen. Mehr, als es für ihre Ruhe gut tat, hing sie schweifenden Gedanken nach.

Wie ein Grab lag ihr zukünftiges Leben vor ihr, so dünkte es sie.

Ein Grab, das sie sich selbst gegraben und in dem sie ihre goldenen Mädchenträume, ihre ganze lange Zukunft begraben hatte.

Wie oft barg sie, heimlich aufschluchzend, ihr Antlitz in ihrem seidenen, mit Spitzen besetzten Taschentuche.

Ehrenfels beobachtete sie, doch tat er, als sähe er nichts. Kein Wort des Trostes oder des Mitleids kam über seine Lippen.

Quer durch das nördliche Italien ging es ohne Aufenthalt über Turin, nach dem südlichen Frankreich an das Ligurische Meer bis Nizza.

Hier sollte eine längere Rast gemacht werden; hierher sollten auch Briefe von Tante Gisbeth dem Paare nachgeschickt werden; hier erwartete Wanda mit heißerregender Sehnsucht irgend eine Nachricht von Ingenieur Willy Bod.

Meistens sich selbst überlassen, da Ehrenfels gleich am Morgen nach Monaco hinüberfuhr, um hier sein Glück am Roulettetisch zu versuchen, hatte Wanda Zeit, ihr inneres Gleichgewicht allmählich wiederherzustellen.

Die internationale Gesellschaft in Nizza bot viel Abwechslung und lockte die junge Frau auf den Balkon ihres

Hotels, wo sie stundenlang sitzen konnte, um in das bunte Gewühl hinabzusehen.

Dies lenkte die Sinne Wandas der Gegenwart und Alltäglichkeit zu und machte sie ruhiger.

Am zweiten Tage ihres Aufenthaltes am Ligurischen Meeresgestade sollte indessen die halbwegs gewonnene Fassung jäh abgerissen werden.

Die Post brachte einige Briefe aus der Heimat, darunter auch einen solchen von Tante Lisbeth, in dem diese schrieb, daß Ingenieur Bock seit dem Sonnabend vor Wandas Eheschließung spurlos verschwunden sei.

Die Mitteilung lähmte in den ersten Minuten die Sinne der jungen Frau.

Willh spurlos verschwunden? Seit dem Sonnabend, an dem er nach Ehrenfels fahren wollte?

Darum war er nicht gekommen! Aber was konnte mit ihm geschehen sein?

„Grundgütiger Himmel! Wenn er bei Ehrenfels gewesen — mit diesem in Streit geraten — von ihm niedergeschossen und gar beiseite geschafft worden war?“

Ein kreischender Aufschrei gellte durchs Zimmer. Wie kam sie auf einen solchen Gedanken?

Wie konnte sie ihren Mann auch nur in Gedanken einer solchen Tat bezichtigen?

„Nein! Nein! Nein! Barmherziger Gott! Das ist nicht möglich! Nicht denkbar! Und — und dennoch dachte ich es! Er ist ja verschwunden! Spurlos verschwunden!“ Sie stöhnte in unüberwindlichem Grauen auf.

„Was tu' ich? Bruno fragen? Ob er —? Nein, das geht nicht. Seine Antwort würde mich doch nie befriedigen können, gleichviel, ob er etwas von dem Verbleib Willhs weiß oder nicht. Weiß er darum, wird er's nicht sagen. Was tun?“

Fort! leuchte sie. „Ich muß zurück — auf dem Gut Nachforschungen halten — auf dem Gut —!“

Hier hasteten ihre Gedanken und schnell war ihr Entschluß gefaßt.

Haftig rasierte sie ihre Sachen und Kleinodien zusammen,

warf sie in einen Handkoffer und befahl dem Portier des Hotels, einen Wagen zur Bahn herbeizuschaffen.

Sie war so erregt und von ihrem Entschluß eingenommen, daß sie nicht einmal daran dachte, eine Zeile der Aufklärung an ihren Mann zurückzulassen. Mit dem nächsten Schnellzuge dampfte sie gen Norden.

Sie zählte die Stunden und Minuten bis zu ihrer Ankunft in der Residenz. Noch niemals war ihr eine Fahrt so lang vorgekommen als diese, selbst die Reise mit Ehrenfels nach dem Süden nicht, wo sie sich doch auch nicht in ruhiger Verfassung befand.

Und doch erreichte sie sehr schnell die Heimat. Die Landschaften ergaben nur ein flüchtiges Bild, das sich ihrer Phantasie nicht einprägte und das Herz nicht beschäftigte. Dies Herz so wund, so leidend, daß es nicht imstande war, Eindrücke in sich aufzunehmen.

Endlich fuhr der Zug in die Bahnhofshalle. Wanda war eine der ersten, die den Zug verließen.

Hurtig eilte sie nach dem Droschkenhalteplatz und befahl, sie nach dem Polizeipräsidium zu fahren.

Verwundert sah der Kutscher sie an und kopfschüttelnd setzte er seinen Gaul in Trab.

Im Präsidium erkundigte sich Wanda zunächst, ob der Ingenieur wieder zurück sei.

Als sie eine verneinende Antwort erhielt, ließ sie sich zu dem Chef der Kriminalabteilung führen und bat diesen, ihr einen bewährten Detektiv mitzugeben; sie hoffe den Aufenthalt des verschwundenen Ingenieurs eruieren zu können.

Inspektor Niechert gab ihr Frank mit und mit diesem machte sie sich, ohne ihre Tante aufgesucht zu haben, auf die Fahrt nach dem Gute Ehrenfels.

Auf der Bahn suchte Frank ein Gespräch mit der jungen Frau anzuknüpfen, um sich genauer informieren zu können, doch Wanda war wortkarg und sprach nur das Notwendigste. Erst als sie ein mit starkknöchigen Rappen bespannter Wagen von der Station Neuhof nach dem Gute fuhr, wurde die junge Frau gesprächiger.

Alles das, was sie in den letzten Tagen erlebt, kam ihr wie ein wirrer, vielgestaltiger Traum vor.

Und nun wurde es ihr plötzlich Bedürfnis, alles das, was sie gequält und noch peinigte, dem auf dem Wagen neben ihr sitzenden Manne anzuvertrauen, der ihr helfen sollte, einem Verbrechen auf die Spur zu kommen.

Denn daß hier ein Verbrechen vorlag, das hatte sich immer sicherer in ihr festgesetzt.

„Vorläufig sind das nichts als Vermutungen,“ begütigte sie der Detektiv. „Es ist ein bloßer Gedanke und die Tat dürfte weit davon entfernt sein.“

Ihr Mann wird doch schwerlich einen Mord oder Totschlag begangen haben, seelenruhig zu Ihnen reisen und ein Ehebündnis schließen. Ich habe wohl schon vieles in meinem Amte kennen gelernt, aber dergleichen noch nicht. Die Sache wird sich glücklich aufklären.“

Er sprach die Worte mehr zu ihrer Beruhigung als aus innerer Ueberzeugung. Was kann durch die Leidenschaften der Menschen nicht alles geschehen!

„Ich habe nichts, als mein Gefühl — meine Ahnung, die mich nach Ehrenfels treibt,“ warf Wanda zuversichtlich ein.

„Wir werden sehen, Frau Ehrenfels. Kennen Sie das Gut?“

„Nur nach den Beschreibungen meines Mannes.“ Sie zeichnete ihm das Bild nach den Schilderungen, die sie von ihrem Manne erhalten hatte.

Der Kommissar schwieg eine Weile und sann nach.

Endlich sagte er: „Ich kenne wohl auch diesen Teil der Provinz, erinnere mich jedoch beim besten Willen nicht, ein derartiges Märchenschloß gesehen zu haben. Ihr Mann hat jedenfalls stark übertrieben oder es muß ein versteckt liegender Neubau sein.“

„Im Gegenteil, mein Mann beschrieb mir das Gutsgebäude als einen zwar nicht alten, aber doch älteren Bau.“

„Gm!“ machte Frank.

Der Rest der Fahrt wurde wieder schweigend zurückgelegt.

Erst als das „Gut“ in Sicht kam, unterbrach der Detektiv die Stille.

Er kehrte sich an den Kutscher und erkundigte sich, nach dem Hause hinüberdeutend:

„Wie heißt jenes Gebäude?“

„Das?“ fragte der Kutscher verwundert. „Na, das ist doch Ehrenfels, wo Sie hin wollen.“

„Das da?“ kam es aus Wandas und Franks Munde zu gleicher Zeit.

Der Kutscher nickte. „Stimmt schon. Das ist Ehrenfels — einen anderen Ort gleichen Namens gibt es in der Gegend nicht. Es ist eine alte Bude, in der die Eulen und Späzen Gebatter spielen, wenn der Wind zum Tanz aufbläst.“

Wanda sah sprachlos den Kommissar an. „Nicht möglich!“ entrang es sich endlich von ihren Lippen. „Das kann unmöglich der Wunderbau sein, von dem Ehrenfels mir vorgeschwärmt hat. Der Kutscher muß sich täuschen.“

„Es wird schon so sein,“ meinte Frank. „Ich dachte es mir.“

Wanda drohte der Pulsschlag zu stocken. Sie preßte die Lippen fest aufeinander, stieß den Atem laut durch die Nase und sah alles mit fremden Augen fremd an.

„Wenn Ehrenfels mich so betrügen konnte, dann —“

Gleich darauf hielten sie vor den ausgetretenen Stufen des Eingangs.

Der Detektiv sprang von seinem Sitz und half der jungen Frau vom Wagen, hieß den Kutscher warten und schritt auf die Tür zu.

Sie war verschlossen. Da sich auf mehrmaliges Klopfen nichts hören ließ, stieß sie Wandas Begleiter mit einer geringen Kraftanstrengung ein, betrat, von der jungen Frau gefolgt, den Flur, öffnete die rechts liegende, unverschlossen gebliebene Tür zu dem dreifenstrigen Zimmer und überschritt die Schwelle.

„Alles leer,“ sagte Wanda enttäuscht und dennoch mit bebenden Lippen aufatmend.

Sie hatte geglaubt und zugleich gefürchtet, hier etwas Unnatürliches zu finden.

Wenn sich ihr Mann eines Verbrechens nicht schuldig gemacht, konnte das ihr Herz nur erleichtern.

„Wir müssen das ganze Haus durchsuchen,“ erklärte Frank. „Dort ist eine Tür.“

Er begab sich zu ihr und fand, daß sie verschlossen war.

„Vielleicht hinter dieser —“

„Still!“ gebot der Kommissar, die Worte Wandas jäh unterbrechend. „Mir war's, als hörte ich einen Laut — einen Seufzer.“

„Um aller Barmherzigkeit willen!“ flüsterte die junge Frau, kaum hörbar.

Der Geheimpolizist klopfte an die Eichenplatte und horchte.

Abermals ließ sich ein Laut wie Stöhnen vernehmen.

„Hinter dieser Tür steckt jemand,“ sagte Frank bestimmt; „Mensch oder Tier. Gleichviel — wir müssen die Tür öffnen.“

Er probierte einige Dietriche, die er hervorzog — er stemmte sich gegen die Eichenplatte, doch ohne Erfolg.

Vergebens sah er sich nach einem Hebel um, der ihm als Brecher hätte dienen können. Nirgends war etwas zu entdecken.

Surtig trat er ans Fenster und rief den Kutscher. „Binden Sie die Pferde an den nächsten Baum und kommen Sie herein.“

Der Kutscher folgte dem Befehl, und als er hörte, um was es sich handelte, rüttelte er an der Tür.

Dann warf er sich im Verein mit dem Detektiv, alle Kräfte zusammenspannend, gegen die Eichenplatte — das Schloß gab nach und krachend flog die Tür auf.

Ein tiefes Stöhnen empfing die Eindringenden. Auf dem Bette lag bleich und abgezehrt eine männliche Gestalt, die sich nicht zu erheben vermochte.

Wanda folgte in verzehrender Angst den beiden Männern. Tiefaufatmend blieb sie einen Augenblick an der Schwelle haften.

Doch kaum hatte sie die auf dem Bett liegende Gestalt ins Auge gefaßt, da stürzte sie mit dem Ausruf: „Willis!“ auf diese zu und warf sich über sie, sie mit beiden Händen umschlingend.

Der Detektiv winkte dem Kutscher, den Raum zu verlassen und sich mit ihm im Hause umzusehen, ob sich irgend etwas Stärkendes für den Kranken finden ließe. Doch Küche, Keller und Zimmer waren leer.

„Ich hab' einen Kognak auf dem Wagen,“ meinte der Kutscher, „vielleicht hilft 'n Schluck —“

„Solen Sie ihn,“ sagte Frank.

Als der Kutscher hinausgegangen war, schaute sich Frank in dem Zimmer, wo er stand, um.

Es fiel ihm nichts Besonderes auf. Der Schrank, den er öffnete, war leer — nur eine Schublade der Kommode enthielt allerlei wertlose Sachen.

Frank sah sie sorgfältig durch und entdeckte unter ihnen ein winziges Knäuel dunkelbrauner Barthaare, einige Schminkestiftreste und zwei oder drei Briefe, die er in seiner Brusttasche barg.

Der Kutscher kam mit einer halbgefüllten Flasche zurück. Frank nahm sie ihm ab und ging in den engen Raum, wo sich die abgekehrte Gestalt des Ingenieurs und Wanda befand.

Er reichte dem Schmachtenden, der verständnislos auf die vor seinem Bett Knieende starrte, die Flasche an den Mund und ließ ihn einige Schluck daraus nehmen, und nach einer Pause noch einmal. Das erfrischte den jungen Mann.

Frank bat Wanda, sich zu erheben. Sie tat es, setzte sich auf den Rand des Bettes und behielt die hagere Rechte des Jugendfreundes zwischen ihren Händen.

Dann begann der Kommissar vorsichtig einige Fragen zu stellen.

„Man hatte Sie wider Ihren Willen hier eingeschlossen?“ wollte er wissen.

„Seit nahezu acht Tagen oder sind es schon mehr?“ flüsterte der Befragte mit erloschener Stimme.

„Wer tat es?“

„Ehrenfels.“

Wanda stöhnte in sich hinein.

Er hat Sie dem Hungertode preisgeben wollen? Aus welchem Grunde?“

Willh machte eine Bewegung, die den Detektiv hat, ein weiteres Verhör einzustellen, da er sich zum Sprechen vorläufig zu schwach fühle.

„Würden Sie mit meiner und des Kutschers Hilfe den vor der Tür haltenden Wagen besteigen können?“ erkundigte sich Frank.

Der Ingenieur schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Hier im Hause und in der Nähe ist keine Hilfe, nichts, was Ihnen Stärkung verschaffen könnte,“ erklärte der Kommissar. „Sie müssen in den Wagen. Ich will den Kutscher rufen — wenn nicht anders, werden wir Sie tragen.“

Es kostete einige Mühe, den dem Tode nahezu Verfallenen auf den Wagen zu heben.

Endlich gelang es. Einige Kissen unterstützten ihn, Wanda nahm den Platz neben ihm ein, der Kommissar stieg zum Kutscher und langsam ging die Fahrt nach dem Bahnhof zurück.

Die frische Luft und eine Tasse Fleischbrühe im Bahnrestaurant hoben die Kräfte Willhs so weit, daß er mit Hilfe Franks und des Kutschers den Zug besteigen konnte, der ihn nach zehn qualvoll verlebten Tagen und Nächten an der Seite Wandas in die Residenz zurückführte.

Die liebevollste Pflege der jungen Frau, die nicht von seiner Seite wich, brachte den Ingenieur, durch seine Jugend und Elastizität unterstützt, bald wieder auf die Füße, und erst dann begann das bis dahin nur abgebrochen Mitgeteilte und dem ihn verhörenden Polizeibeamten Gebeichtete zusammenhängende Formen anzunehmen.

Er erzählte:

Vergebens hatte er in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft es versucht, sich zu befreien.

Das Gitter des Fensters sowohl, als die schwere Holztür hatten seinen Bemühungen ehern widerstanden und die äußerste Anspannung aller Kräfte war machtlos an den Hindernissen abgeprallt.

Auch sein Rufen war in der menschenleeren Gegend verhallt.

Ohnmächtig hatte er sich in sein Schicksal ergeben müssen. Glücklicherweise fand er gegen den bald wütend um sich

„erzenden Hunger zwei Schnitte Brot, die er am Morgen der Fahrt nach Ehrenfels zu sich gesteckt, um sie unterwegs zu verzehren.

Der Fund machte ihn sehr freudig und hoffnungsvoll. Er teilte ihn in acht Stücke, um diese je zur Zeit der äußersten Not seinem Magen zuzuführen. Wann er den Rest gegessen, wußte er nicht mehr.

Am meisten hatte er unter der Qual des Durstes gelitten. Seine Kräfte wurden allmählich aufgezehrt, zerrüttet, er war von Tag zu Tag schwächer geworden, bis er sich von seinem Bett nicht mehr erheben konnte.

Wäre die Rettung nur zwei Tage später gekommen, so hätte man sicher nur noch einen Leichnam gefunden.

„Du, Wanda, Du hast mich gerettet!“ schloß er mit jubelndem Ton. „Dir habe ich mein Leben zu verdanken. Dir soll es für die Zukunft gehören — Deinem Willen, Deinem Glück, Dir untertan. Dieser Ehrenfels, dieser Schurke —“

Wanda fühlte, wie ihre Lippen erkalteten, wie alles Blut zurückwich, wie das Herz den Schlag aussetzte, als sie ihm ins Wort fiel: „Er ist mein Mann.“

Ein schreckhaftes Entsetzen malte sich auf Willys Zügen. „Dein — Mann? Du bist wirklich — mit ihm — vermählt?“

Wimmerndes Schluchzen quoll aus ihrer Brust. „Ja,“ hauchte sie. „Seit sieben Tagen.“

Sie erzählte ihm von ihrem Seelenkampf, ihrem Hochzeitstage — der Reise und ihrer Rückkehr auf die Mitteilung Tante Lisbeths, daß Willy verschwunden.

Der Ingenieur stand in sich versunken da. Sein erschrockener Blick hatte sich aus dem seines Gegenübers gelöst und matt gesenkt.

Langsam wendete sich der junge Mann einem Sessel zu, der in seiner Nähe stand, an dessen Lehne hielt er sich mit der unsicher ausgestreckten Hand.

„Und nun, Wanda?“ brach es in heller Verzweiflung von seinen Lippen, als sie geendet. „Nun wirst Du zu ihm zurückkehren?“

„Ich — ich kann nicht!“ entfuhr es ihren Lippen. Nach

Atem ringend, wollte sie sich aus dem Zimmer wenden, doch ihr Fuß wurzelte an der Stelle.

Der Oberkörper schwankte — Willy sprang hinzu und fing die Taumelnde in seinen Armen auf.

„Nein, Wanda, nein — Du sollst, Du darfst auch nicht zu ihm zurück,“ rief er mit voller Entschiedenheit, sie zärtlich an sich drückend. „Ehrenfels ist ein Schwindler; das beweist Dir sein sogenanntes „Gut“. Er ist ein Verbrecher! Denn hätte Dich Dein Fuß nicht zu mir geführt, so wäre ich dem Hungertode verfallen gewesen.“

Das ist Mord! Jetzt, da ich genesen — nicht durch ihn, sondern durch Dich — muß er wegen Freiheitsberaubung und versuchten Mordes vor das Gericht. Mit einem Verbrecher hast Du nichts mehr gemein. Seine Handlungen scheiden Dich für immer und alle Zeit von ihm.“

„Ein Verbrecher!“ wiederholte Wanda schauernd.

„Er ist ein Betrüger,“ fuhr Willy fort, „der Dich um Dein Vermögen bringen wollte, denn er besaß nichts.“

Sie warf sich auf einen Stuhl, preßte die Stirn in ihre Hände und starrte wie wesenlos vor sich hin.

„So muß es wohl sein,“ murmelte sie. „Er hat meine Kassette an sich genommen — einen großen Teil meines Vermögens.“

„Wanda! Das vertrauest Du ihm an?“

„Konnte ich anders?“ entgegnete sie mit großen Augen.

„Das war doch natürlich! Meinem Manne?“

„So ist alles, was Du ihm gegeben, rettungslos verloren.“

Sie sah auf ihn mit unfäglicher Qual. „Meinst Du?“

„Alles,“ behauptete er.

„So schlecht kann er nicht sein,“ verteidigte sie Ehrenfels. „So schlecht kann er nicht handeln. Laß mich zu ihm —“

„Nein, Wanda — das nicht. Dann laß lieber das Verlorene vergessen sein. Zu ihm zurück darfst Du nicht. Er könnte —“

„Was —?“

„Laß es mich nicht aussprechen, was ich denke,“ bat er.

„Du bleibst in meinem Schutz. Ich will Deine Sache führen“

und sehen, was ich für Dich retten kann. Willst Du Dein Geschick in meine Hand legen und mir vertrauen?"

Sie antwortete nicht. Ihr Blick flammerte sich flehend an den seinen. Es kam ihr fast unfassbar vor, was er da sprach.

Willly fuhr sich wie ein Kranker über die Stirn und neigte sich zu ihr nieder.

Und als sie es weinend geschehen ließ, daß er sie küßte, sagte er fest:

„Noch heute stelle ich meine Anträge bei der Staatsanwaltschaft.“

„Daß ihn unbehelligt, Willly — er hat mir das Leben gerettet, das danke ich ihm einmal.“

„Nein, Wanda! Wenn ich Dir folge, bist Du für alle Zeit an diesen Menschen gekettet. Du mußt frei sein. Ich bin Dein Sachführer, ich tue meine Pflicht. Und nun nichts mehr davon. Wir wollen nur noch von uns und unserer Zukunft sprechen.“

* * *

Als Kriminalkommissar Frank von der Fahrt mit Wanda in seine bescheidene Behausung zurückgekehrt war, machte er sich unverzüglich an die Sachen, die er von Ehrenfels mitgebracht hatte.

Ein winziges Knäuel Barthaare von der dunkelbraunen Farbe, wie sie, nach Frau Wandas Beschreibung, zu deren Gatten Haar passen mußte, legte Frank nach eingehender Besichtigung behutjam in sein Taschenbuch zurück.

Dann griff er zu den Schminkestiften — es waren nur ganz kurze Stümpfchen, die man nur noch schwer zwischen den Fingern zu halten vermochte — zeichnete damit einige Probestriche auf der Rückseite seiner linken Hand, nickte befriedigt, rieb die Striche wieder ab und verwahrte auch diesen Fund; er wickelte ihn in sauberes Papier.

Zuletzt machte er sich an die Lektüre der mitgenommenen Briefe. Es waren deren drei.

Der eine, ziemlich abgegriffene, augenscheinlich öfter's gelesene, auf leise vergilbtem Papier geschrieben, lautete:

„Wenn diese Zeilen vor Deine Augen kommen, bin ich nicht mehr. Ich suche den Tod, weil ich zu büßen habe. Verzeihe einer tief Bereuenden.

Ich bin zu feige, mich vor Deinen Zorn zu stellen, meine Augen bittend auf Deine zuckenden Lippen zu richten und auszurufen: hier steht die Schuldigste der Menschen: richte über mich.

Und wenn ich den Mut fände, zu Dir zu gehen, wenn Du großmütig und liebevoll genug wärest, mich aufzunehmen, könnte ich noch leben?

Das Rainsmal auf meiner Stirn, bin ich dem Tode geweiht.

Ich weiß, ich bin zum Schimpf geworden — doch glaube mir um Gottes willen: nur ein Schimpf Boshafter. Ein gerechter Mensch wird mich nicht zu hart verdammen, er wird mich nicht verachten.

Sei auch Du milde!

Ich will es versuchen, Dir mein Leben mit seinen Enttäuschungen und Einflüssen wie in einem Spiegel vorzuführen, ich will es versuchen, meine Handlungen zu verteidigen, wenngleich ich niemals erfahren werde, ob es mir gelang, Dich von der Wahrheit zu überzeugen.

Das Schicksal hat meine Jugend mit Zufall und Willkür heimgesucht und mich an Dir zur Verbrecherin gemacht.

Was bin ich für ein Geschöpf? Was bin ich? Ein ur-eigenes Selbst?

„Nein! Was ich bin, bin ich von meinen Eltern. Nichts von mir — nichts aus mir.

Alle Leidenschaften — Tugenden und Laster — stammen von meinen Eltern, die den Keim zu allem in mir gepflanzt; ich bin nicht ich selbst, als Ich geboren, sondern als eine Abhängige zweier Fertigen, die jeder für sich ihr Mal an der Stirn trugen. Mein Vater trank — meine Mutter siechte im Wahnsinn hin.

Meine Erziehung feilte wenig Eden ab; sie stützte nicht einmal das Reis, das von Anfang an ein knorriger, wild- und wüftgebogener Sprößling war.

Ich lebte auf dem Lande — im Walde — und durfte dort die Tage nehmen, wie ich sie fand. Fast ohne Aufsicht wuchs ich mit den Jahren und mein praktisches Wissen von der Welt ging nicht viel über meine Phantasie hinaus.

Was meine Seele mich lehrte, hielt mich in mäßigen Schranken. Die freie Gottesnatur war meine Welt, die Sonne meine Weggenossin, die Blume meiner Eitelkeit Gespielin und die Vögel die Prediger meiner freiheitlichen Bestrebungen.

Dann starben meine Eltern. Der eine am Trunk im Delirium, der andere am Ausgang eines Tobsuchtsanfalls. Ich stand allein und wurde in die Stadt gebracht.

Waisenhaus nannte die Unterkunftsanstalt das fürsorgliche Stadtväterkollegium; ich hatte einen anderen Ausdruck für diesen Aufenthaltsort hergelaufenen, zusammengewürfelten Gefindels.

Was mein raschauffassender Verstand hier alles lernte! Was er in wenig Jahren einstopfen mußte an Ordinärem! Das, glaube mir, wissen manche Greise unter der Hefe des Volks noch nicht an ihrem Lebensabend.

Als man mich mit der Weisheit, die man mir beizubringen für nötig hielt, aufgesäugt hatte, entließ man mich als lebensreif.

Ein sogenanntes vornehmes Haus nahm mich als Bonne, so eine Art Kindergärtnerin, an. Der Kammerdiener vergaffte sich in mich und wurde so aufdringlich, daß ich die Stelle floh.

In einem soliden Bürgerhause ging es mir besser. Ich beaufsichtigte das jüngste Kind. Aber es waren außer diesem noch ältere da. Unter ihnen auch ein Student und der erzwang sich meine Verehrung. Er gestand mir seine Neigung und wir wurden heimlich ein Brautpaar.

Ein Brautpaar in Ehren! Das schwöre ich Dir.

Leider wurde unser Verlöbniß verraten. Die Eltern des Studenten bekamen durch irgend einen spionierenden Dienstboten Wind von der Sache, schickten ihren Sohn kurzerhand in eine fernegelegene Universitätsstadt zur Beendigung seiner Studien und mich nach Ablauf eines Kündigungsquartals ohne Sang und Klang aus dem Hause.

Wen hatte ich nun auf der Welt? Keinen, als den Studenten. Was war natürlicher als das, daß ich ihm folgte?

Ich reiste mit meinem Ersparten in die Univerſitätsstadt, wo er ſich aufhielt.

Mit hellem Jubel ſchloß er mich in ſeine Arme. Wir blieben beiſammen — bis die Eltern wiederum davon erfuhren.

Zornſchnaubend eilte der Vater herbei und ſuchte uns zu trennen. Aber Friß, ſo hieß mein Bräutigam, verteidigte mich und ſeine Liebe.

Da wollte der Vater mit erhobener Fauſt an mich — Friß trat dazwiſchen — die Erregung des alten Herrn war ſo groß, daß er einem Gehirnſchlage erlag.

Friß mußte ſeines Vaters Leiche nach Hauſe geleiten und — kam nicht wieder.

Ich harrete vergebens auf ihn; ein Brief klärte mich auf, daß er ſeiner Mutter am Grabe des Vaters hatte geloben müſſen, bei ihr zu bleiben und für ſie und ihre Geſchwister zu ſorgen.

Er ſagte mir Lebewohl und bat mich, ihm nicht zu folgen. Ich ſollte auf eine Fügung des Geſchicks hoffen und ihm treu bleiben. Vielleicht fügte es das Leben, daß wir doch noch einmal zuſammenkämen.

In der Zeit habe ich ein Leid durchgemacht, das tiefer nicht zu ſchürfen iſt.

Silfloß machte ich mich nach der Reſidenz auf, um Vergewiſſenheit in irgend einer Stellung zu finden.

Man ſagte mir, daß ich eine gute Stimme habe und hieß mich zu einem Geſanglehrer gehen. Ich tat es und lernte etwas.

Aber das Leben in der Reſidenz ekelte mich an. Ich fand dort nichts, was deß Lebens wert ſchien. Mit ſteigendem Grauen ging ich durch die wirrbelebten Gaſſen, mit Abſcheu ertwehrte ich mich all der Zudringlichkeiten, die mir wurden, das Elend brachte mich zur Verachtung dieſes Daſeins.

Eines Tages entfloß ich meinem Geſanglehrer und wählte eine Bahn, die mich irgendwohin bringen ſollte. Mir war der Ort höchſt gleichgültig.

Der Zufall trieb mich nach Bremen. Hier trat ich als Liedersängerin in Singspielhallen auf, um mein Leben zu fristen.

Obgleich ich gefiel, widerte mich dies Leben an. Langsam reifte der Entschluß in mir, allem ein Ende zu machen — da lernte ich Dich kennen. Dich, den nachsichtigsten, besten Menschen auf der Welt.

Dein fluges Auge erkannte mein Wesen, und Deine weiche Hand leitete mich zur Lebenslust zurück.

Du gabst mir alles: Liebe, Vermögen, Selbständigkeit. Ich ward Dein Weib und wagte vor Scheu nicht, Dich zu berühren.

Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich Dich achtete wie keinen sonst auf der Erde. Ob ich Dich auch liebte?

Du mochtest es vielleicht glauben — ich leugnete es mir, Heute weiß ich, daß ich Deine weiche Hand hätte halten, hätte küssen müssen in heiliger, flammender, ewiger Dankbarkeit. Ich hätte Dich lieben müssen.

Warst Du nicht zu nachsichtig mit mir? Und liebest Du mir nicht zu viel Freiheit?

Ich blieb zu oft mir selbst überlassen und das zeugt Blasen auf der glatten Fläche des ruhig fließenden Wassers. Freilich, Du hattest Deine Anstellung und mußtest Deine Bureaustunden einhalten.

Dein Beruf an der Bank, die Dich besoldete, forderte es. Und das brachte Dir das Verderben, das ich Dir bereiten mußte.

Du wirst Dich lebhaft genug an den Tag erinnern, an dem Du mich von einem Ausgang vergebens zurückerwartet hast. Der Tag ist unauslöschbar!

Ich begegnete auf meinem Spaziergange ihm, dem Manne, dem ich zuerst mein Herz geschenkt. Friß war's! Er hatte seit langem eine ausgedehnte juristische Praxis in der Provinz. Er liebte mich noch, und ich —? Kann ich Dir's noch verschweigen?

Ich ward von neuem sein — folgte ihm — ihm — ihm — — verließ Dich, betrog Dich und genoß das Leben — eine kurze Zeit! — nun in meinem Sinne.

Verdamme mich nicht — verachte mich nicht! Als Du mich aufnahmst, wußtest Du nicht, wen Du an Deinen

Serb geführt. Hätte ich Dir damals klaren Wein eingeschenkt, Du hättest Dich vielleicht besonnen, mir die Hand zu reichen.

Aber des einen sei versichert: schlecht bin ich nicht gewesen, nicht schlecht im moralischen Sinne.

Wirst Du meinen Versicherungen glauben? Dann verzeihe, o verzeihe mir!

Der Mann, mit dem ich bis zu dieser Stunde zusammengelebt, hat sein Leben und seine Zukunft verpfuscht — er hat nach dem Tode seiner Mutter locker gewirtschaftet, hat unterschlagen und seine Klienten betrogen.

Noch an diesem Nachmittage will er sich aus dem Leben stehlen, um nicht ins Gefängnis oder Zuchthaus wandern zu müssen. Ich habe ihm zugesagt, mit ihm zu gehen. Denn wo sollte ich wohl bleiben?

Zu Dir kann ich nicht zurück; der Weg ist mir für immer verrammelt. Noch einmal den Kampf mit dem Dasein aufnehmen? Dazu fühle ich weder die physische noch die moralische Kraft.

Für mich ist dies Leben vorbei und die nächste Stunde wird bald vorüber sein. Kannst Du, so vergib mir! Sei noch einmal großmütig und nachsichtig mit mir!

Und nun leb wohl! Lebe wohl! Und laß Dir den letzten Gruß gefallen von Deiner reuigen

Maria.“

Frank faltete das Schreiben zusammen und hielt es eine Weile gedankenvoll in der Hand. Dann legte er es beiseite und griff nach dem zweiten Briefe. Dieser hatte folgenden Inhalt:

„Als alleiniger Erbe meines Oheims Bruno Ehrenfels habe ich das Verfügungs- und Veräußerungsrecht über das meinem Verwandten gehörige Vermögen.

Ich erwarte, falls Sie darauf reflektieren, Sie am 12. d. Mts. zu einer näheren Besprechung, eventuell Kaufabschluß, im Hotel „Zum Schwan“, wo ich bis 14. logiere.
Hochachtungsvoll

Rudolf Derßen.“

Das dritte und letzte Schreiben war wieder, wie das erste, von einer Frau abgefaßt. Darin hieß es:

„Ich werde zu der angegebenen Stunde am bezeichneten Ort sein. Was hast Du Außergewöhnliches vor?

Mir ist angst und bange. Bist Du in Nöten? Wie soll ich Dir helfen?

Ich begreife nicht, daß ich das könnte. Doch ich bin gehorsam und folge Deinem Wunsch. Stets die Deinige.“

Eine Unterschrift fehlte, wie bei allen drei Schreiben Adresse und Daten.

Der Detektiv schloß die Papiere in sein Etui, steckte es zu sich und schritt eine Weile überlegend auf und nieder.

„Sml“ machte er endlich. „Talbach muß sofort nach Nizza und Monaco und die Spur dieses Ehrenfels aufnehmen. Ich habe vorläufig Wichtigeres festzustellen. Ist dieses besorgt, löse ich Talbach ab und entlarve Ehrenfels.“

Sofort nahm er seinen Hut und verließ eiligen Schrittes die Wohnung, um sich zu seinem Chef zu begeben und mit diesem seine Anordnungen zu treffen.

Inspektor Kiechert gab ihm auch hierfür unbeschränkte Vollmacht.

*

*

*

Unter einem gewaltigen Andrang des Publikums begann der Prozeß gegen die unter Anklage gestellte Frau Lucie Kupfer wegen Totschlags und Bankrottbruchs bezw. Beihilfe zu diesem und wegen Betruges und Täuschung einer Lebensversicherungsgesellschaft.

Die Verhandlung fand im großen Schwurgerichtssaale der Residenz statt. Den Vorsitz führte Landgerichtsdirektor Bolda, die Anklagebehörde vertrat Staatsanwaltschaftsrat Sittig, die Verteidigung führte Rechtsanwalt Frommer, ein junger, ehrgeiziger Jurist, der bereits einen Ruf hatte.

Kurz vor Eröffnung der Sitzung wurde die Angeklagte durch einen Justizbeamten auf die Anklagebank geführt. Nur schwer war in dem bleichen, abgehärmten und vergrämten Wesen Lucies die schöne Tochter Frau Nespers wiederzuerkennen.

Sie hatte eine Zeitlang in der Frauenstation der Krankenabteilung im städtischen Untersuchungsgefängnis Aufnahme finden müssen — so tief hatte sie ihre Gefangennahme durch Frank niedergeschmettert.

Wie in einem Traum sah sie die Vorgänge und ließ die Vernehmungen über sich ergehen; nur ganz allmählich rückte die Gegenwart vor ihre Augen. Schreck, Entsetzen, Hilflosigkeit sprachen aus ihren Blicken.

Bestürzt musterte sie ihre Umgebung, das dichtgedrängte Publikum im Zuschauerraum des großen Saales, die Geschworenen und die Richter, deren Neußeres schon allein ihr unheimlich vorkam und ihr mehr und mehr Furcht einflößte.

Der Staatsanwalt hatte eine lebensgroße Photographie der im Bankkeller neben Krause tot gefundenen weiblichen Person in der Nähe der Geschworenen aufstellen lassen; das Bild glich so frappant der Angeklagten, die in ihrem eigenen blonden Haar erschienen war, daß man meinte in einen Spiegel zu sehen oder eine Zwillingsschwester der Toten vor sich zu sehn. Nicht eine Linie des Bildes wich von dem Antlitz Luciens ab.

Endlich wurde in die Verhandlung eingetreten.

Der Präsident ging, nach den üblichen Formalitäten, der Konstituierung des Gerichtshofes, der Auslosung der Geschworenen und der Aufrufung der Zeugen, mit der Angeklagten eingehend deren Lebensgeschichte durch.

Lucie antwortete mit ersticker Stimme und verstörtem Gesicht.

Sie bestätigte, daß sie im Elternhause eine sehr gute Erziehung genossen, daß, als ihr Vater gestorben, sie mit ihrer Mutter auf Reisen gegangen sei und sich dann vor einigen Jahren in der Residenz niedergelassen habe.

Hier habe sie den Kassierer der Wolterschen Bank, Bertold Kupfer, kennen gelernt und sich mit ihm vor etwa zwei Jahren vermählt.

„Besäßen Sie Vermögen?“ beehrte der Präsident zu wissen.

„Nur äußerst wenig. Was wir besäßen, war bis auf

einen kaum nennenswerten Rest aufgezehrt," erklärte Lucie leise.

"Sie mußten also darauf bedacht sein, einen vermögenden Mann oder doch einen solchen in guter Stellung zu heiraten?"

"Mein Mann hatte eine ausreichende Stellung, und wir verbanden uns aus Liebe."

"Ihr Mann hatte ebenfalls kein Vermögen?"

"Nein."

"Sie lebten lediglich von dem Gehalt des Mannes? Mit Ihnen Ihre Mutter?"

Das bestätigte die Angeklagte.

"Reichte das Gehalt für Ihre Bedürfnisse aus?"

"Wir richteten uns ein. Doch mein Mann war damit nicht zufrieden. Er träumte stets von großem Reichtum und —"

"Und trachtete danach?" vollendete der Präsident, als Lucie stockte.

Diese nickte bejahend.

"Sprach er sich aus, auf welche Weise er zu einem solchen Reichtum glauben zu können?"

"Er sprach von Spekulationen an der Bank, bei der er angestellt war."

"Bei Karl Wolter. Nahm er solche vor?"

"Ich glaube ja."

"Sie glückten oder mißlangen?"

"Sie mißlangen."

"Diese Sucht nach Reichtum trieb ihn nun auf Abwege?"

Die Angeklagte beantwortete diese Frage nicht.

"Wann versicherte Ihr Mann Ihr Leben?"

"Am Tage nach der Hochzeit."

"Versicherte er nur Ihr Leben oder auch das seine?"

"Ich glaube, nur das meine," erwiderte Lucie, in sich hineinschluchzend.

"War Ihre Ehe eine zufriedene?"

"Eine glückliche."

"Erhoben Sie keine höheren Ansprüche an das Leben, als die durch das Gehalt Ihres Mannes beschränkten?"

„Ich lebte bescheiden.“

„Wohin Ihr Mann allein fügte sich nicht den Verhältnissen?“

„Er war nicht zufrieden.“

„Hatte er Passionen?“

Lucie schüttelte den Kopf.

„Trank, spielte er oder trieb er Ausschweifungen?“

„Nichts von alledem.“

„Es war nichts, als die Sucht nach Reichtum, die ihn auf eine schiefe Ebene stieß?“

„Eine andere Erklärung weiß ich nicht zu geben.“

„Was wußten Sie von seinen Plänen?“ fragte der Vorsitzende des Gerichtshofs weiter.

„Nur wenig.“

„Teilen Sie uns das wenige mit.“

„Ich weiß nicht —“ sagte Lucie zögernd mit einem verzweifelten Blick der Hilflosigkeit.

Sie wußte noch nichts von dem Tode Kupfers, wußte auch nicht, was alles dem Gericht bereits bekannt war, was sie diesem verraten oder verschweigen sollte.

Sie hatte vorhin vergebens nach ihrem Manne im Gerichtssaal und unter den Zeugen ausgespäht und aufgeatmet, als sie ihn nirgends entdeckte.

So hoffte sie, daß es ihm gelungen war, zu entfliehen. Der Gedanke hatte sie ein wenig beruhigt.

Die Fragen des Präsidenten verwirrten sie wieder. Wie weit sollte sie in ihrem Geständnis gehen? Dürfte für Kupfer etwas Belastendes aus ihrem Munde kommen?

Doch vielleicht schadete ihm ihre Aussage nichts, wenn er in Sicherheit war, und ihr nützte sie für die Zukunft.

„Antworten Sie offen und der Wahrheit gemäß,“ warnte sie der Präsident, „Sie verschlimmern nur Ihre Lage durch etwaige Verstrickungen von Lügen und Ausflüchten. Nur die volle Wahrheit kann Sie der Milde des Gerichtshofs anempfehlen. Hat Ihr Mann den Einbruch in die Woltersche Bank geplant?“

„Ja,“ erwiderte Lucie eingeschüchtert, unter großer Bewegung des Auditoriums.

„Berichten Sie uns genau, was Sie von diesem Plane wissen und wie er zur Ausführung kommen sollte.“

„Mein Mann wußte, daß sich anfangs Mai dieses Jahres eine bedeutende Summe in der Stahlkammer der Bank befand.“

Er sagte mir davon und auch, daß er vorhabe, sich damit zu bereichern. Anfangs wehrte ich mich, von diesem Vorhaben etwas wissen zu wollen, doch Bertold war so fest, er beharrte so konsequent auf seinem Willen, daß ich ihn davon nicht abzubringen vermochte. So fügte ich mich nach langem Kampf und ließ ihn gewähren.“

„Ohne Beihilfe Ihrerseits?“

„Ich habe mit der Ausführung des Planes nichts zu tun gehabt.“

„Weshalb flüchteten Sie?“

„Um unauffällig später mit meinem Manne zusammenzutreffen und ins Ausland zu gehen.“

„In welcher Weise sollten Sie die Flucht ausführen?“

„Ich sollte die Nacht, in der mein Mann seinen Plan in die Tat umsetzte, bei meiner Mutter zubringen —“

„Sie waren am Abend des 4. Mai mit Ihrer Mutter in der Oper gewesen?“

„Ja. Hier zeigte ich mich meinen Bekannten zum letzten Male.“

„Was geschah dann?“

„Ich fuhr mit meiner Mutter nach deren Wohnung.“

„Ihre Mutter hatte, trotzdem sie von Ihrem Manne unterhalten wurde, eine eigene Wohnung?“

Die Angeklagte bestätigte das.

„Weshalb?“

„Mein Mann wünschte es so und meine Mutter war um so eher damit einverstanden, als sie an Abhängigkeit nicht gewöhnt war. Sie zog nach der Vorstadt, wo die Wohnungen billiger sind als im Zentrum, in dem wir wohnten.“

„Wie groß war die Wohnung Ihrer Mutter?“

„Sie hatte drei Zimmer und Zubehör.“

„Es ist doch eigentümlich, daß Ihre Mutter Ihnen in ihrer Wohnung ein Zimmer eingerichtet hatte,“ bemerkte der Präsident.

„Ich liebte das Theater, wohin ich mit meiner Mutter öfters ging, während sich mein Mann aus dem Theater gar nichts machte, sondern lieber seinen Klub aufsuchte, und nach diesen Abenden blieb ich bei meiner Mutter über Nacht. Darum hatte sie mir ein Zimmer eingerichtet, ganz so, wie ich es als Mädchen besaß.“

„Ihre Ehe scheint demnach nicht gerade die mustergültigste gewesen zu sein — entgegen Ihrer Behauptung. Junge Ehegatten, die aus Neigung eine Verbindung eingegangen sind, pflegen doch nicht schon im ersten oder zweiten Jahre ihrer Ehe die Abende und Nächte getrennt voneinander zuzubringen,“ warf der Präsident ein. „Die Eheverhältnisse können, hiernach zu schließen, unmöglich die innigsten gewesen sein.“

„Doch, Herr Präsident,“ entgegnete Lucie mit gequältem Blick und gepreßtem Ton. „Der Besuch des Theaters und der Aufenthalt bei meiner Mutter taten unserem Verhältnis keinen Abbruch.“

„Erzählen Sie weiter. Sie fuhren am Abend des 4. Mai nach Schluß der Oper mit Ihrer Mutter nach deren Wohnung und — betraten diese auch?“

„Ja. Ich hielt mich die ganze Nacht dort auf und betrieb dann meine Vorbereitungen zur Flucht.“

„Für den Fall, daß die Ausführung des Einbruchs glückte oder mißlang?“

„Für beide Fälle. Mein Mann wünschte, daß es heißen sollte, ich hätte meine Mutter nach Schluß des Theaters verlassen, sei allein nach Hause gefahren und hier nicht angekommen. Er wollte mich als vermißt der Behörde melden.“

„Aus welchem Grunde?“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte Lucie zögernd. „Es kam kaum hörbar über ihre Lippen.“

„Sie wollen uns täuschen, Frau Kupfer,“ fuhr sie der Präsident hart an und blickte ihr scharf in die Augen. „Nennen Sie uns ohne Bedenken den Grund, wenn Sie Ihre Lage nicht noch mehr gefährden wollen.“

„Mein Mann ließ sich nicht bestimmt darüber aus —“
„Reden Sie uns doch nichts vor. Glauben Sie durch

Verschleierungen die Anklage zu entkräften? Glauben Sie damit, jemandem zu dienen? Ich wiederhole, daß Sie sich nur schaden. Sprechen Sie, ich fordere Sie noch einmal auf, die lautere Wahrheit."

"Ich glaube, mein Mann wollte mich für tot erklären lassen," gestand Lucie mit leiser Stimme, „und die Lebensversicherungssumme, die auf meinen Namen lautete, einzuziehen, um sie ins Ausland zu retten."

„War diese Absicht Ihnen nicht klar?"

„Klar darüber nachgedacht habe ich nicht mehr, nachdem ich meinen Widerstand, meinen Mann von Abwegen abzubringen, einmal aufgegeben hatte."

„Was geschah nun am Morgen des 5. Mai?" forschte der Vorsitzende des Gerichtssaales weiter.

„Ich hatte mich durch eine schwarzfarbige Perücke unkenntlich gemacht. Auf eine Nachricht meines Mannes wartend, mußte ich mich bereit halten, mit dem Mittagsszuge die Stadt zu verlassen. Das geschah denn auch."

„Erlauben Sie, auf was für eine Nachricht sollten Sie warten?"

„Ob ich reisen sollte."

„Das war nicht bestimmt? Wobon hing das ab?"

„Dabon, ob Bertold bei seinen Ausführungen überrascht worden war oder nicht. Wenn die Ausführung glückte und ihm nichts nachzuweisen war, sollte ich allein reisen und in Hamburg auf sein Nachkommen warten; auch wenn die Ausführung mißglückte, auf ihn aber kein Verdacht fiel, sollte ich allein fort; nur wenn er entdeckt war und flüchten mußte, wollten wir gemeinschaftlich den Zug benutzen."

„Danach war es doch immerhin als bestimmt zu bezeichnen, daß Sie reisen sollten?"

„Ja."

„Die erwartete Nachricht erhielten Sie?"

„Ja."

„Wie lautete sie?"

„Mißglückt. Halte Dich zur Abreise bereit. Bin gegen elf Uhr bei Dir."

„Wann ging Ihnen die Nachricht zu?"

„Frühmorgens.“

„Sie erwarteten danach Ihren Mann?“

Lucie bejahte die Frage.

„Was erklärte er Ihnen?“

„Er war in großer Eile und Erregung und trieb mich zum schleunigsten Verlassen des Hauses an. Auf meine Fragen antwortete er ausweichend, so daß ich aus ihm nicht herausbekam, wie die Sache verlaufen, wie sie mißglückt war.“

„Um welche Zeit war er bei Ihnen?“

„Wenige Minuten vor elf Uhr.“

„Da sagte er Ihnen, daß der Einbruch mißlungen war?“

„Ja.“

„Er sprach das zu Ihnen in vernehmbaren Worten aus?“

Lucie stuzte bei der Frage. Sie konnte sie nicht be-
neinen.

„Er sprach also, trotzdem er um neun Uhr die Sprache
verloren und sie — scheinbar — nicht wiedergefunden hatte.“

Eine große Bewegung entstand im Saale.

„Aeußern Sie sich darüber, Angeklagte,“ forderte der
Präsident.

Lucie war so verwirrt, daß ihr die Worte fehlten. Sie
rang nach Atem.

„Nun? Sie wissen genau, daß sich Ihr Mann nicht
mit Zeichen oder schriftlich Ihnen verständlich machte, son-
dern daß er, wie vor dieser Nacht vom 4. zum 5. Mai, sprach
wie jeder andere Mensch?“

„Er sprach zu mir,“ bekannte die Angeklagte mit
schwacher Stimme wie in einem Ohnmachtsanfall.

„Kupfer gab Ihnen keine näheren Aufklärungen?
Ueber nichts, was geschehen?“

„Nein, Herr Präsident. Er sagte nur, als ich ihn
fragte: Später, später. Der junge Krauze fiel seinem Dienst-
eifer zum Opfer — das Eindringen in die Stahlkammer ist
mißlungen; die Gefahr der Entdeckung lag zu nahe. Frage
nicht. In Hamburg wirst Du alles erfahren.“

„Sonst sagte er nichts?“

„Nichts weiter.“

„Sie sollten nun unerkannt fort und führen auch?“

„Nach Hamburg. Dort logierte ich mich in dem Hotel Kronprinz von Preußen ein, wo ich meinen Mann erwarten sollte. Er kam indessen nicht. Statt seiner — der Herr, der mich verhaftete.“

„Sonst haben Sie uns nichts zu sagen?“

Lucie schüttelte den Kopf. „Nichts.“

„Besinnen Sie sich,“ forderte sie der Vorsitzende des Gerichtshofs auf. „Kannten Sie eine junge Dame, die Ihnen wie eine Zwillingsschwester glich?“

„Nein.“

„Sie haben auch nie von einer solchen gehört?“

Lucie verneinte matt.

Der Präsident ließ durch einen Gerichtsdienner das vor den Geschworenen stehende, der Angeklagten die Rückseite zugewandte Porträt vor Lucie stellen.

„Dies ist das Bild der jungen Dame, von der ich spreche. Sie kannten sie nicht, Angeklagte?“

Die Gefragte starrte verstörten Blickes auf das Bild. Das war ihr Antlitz, ihr Auge, das waren ihre Züge, ihre Stirn, ihre Haare.

„Das bin ich selbst, Herr Präsident,“ stammelte Lucie.

„Diese Dame ist neben dem, dem Einbrecher zum Opfer gefallenen jungen Krause als Leiche gefunden worden — ist Ihnen das auch nicht bekannt?“

Lucie sah entgeistert zu dem Präsidenten hinüber. Ein unartikulierter Laut floß von ihren Rippen, dann sank ihr Haupt zurück, die Augen schlossen sich, und ohnmächtig fiel Lucie auf ihren Sitz zurück.

Der Gerichtsdienner brachte, nachdem er auf Geheiß des Präsidenten das Bild wieder an seinen alten Platz vor die Geschworenen gestellt, ein Glas Wasser und bemühte sich um die Umgesunkene.

Nach einer Weile schlug diese die Augen wieder auf. Der Gerichtsdienner unterstützte sie, daß sie sich wieder erheben konnte.

Sie sah verwundert um sich, doch nur zu schnell kam ihr das Bewußtsein für ihre Umgebung zurück.

„Angeklagte,“ sprach sie der Präsident nach einer kleinen Pause nochmals an, „antworten Sie mir: sind Sie der Dame, deren Bild wir Ihnen vorhin zeigten, das Sie für das Ihre hielten, jemals in Ihrem Leben begegnet? Bestimmen Sie sich — ich lasse Ihnen Zeit.“

„Nein,“ stieß Lucie keuchend und verzweifelt hervor. „Ich kenne sie nicht — habe sie nie gesehen. Ich weiß vom nichts.“

„Was glauben Sie wohl, wo Ihr Mann jetzt weilen mag?“

„Da ich ihn hier nicht anwesend gefunden, dürfte er ins Ausland geflüchtet sein.“

„Das glauben Sie?“

„Ich muß es wohl annehmen.“

„Ohne Sie?“

„Er wird auf die Nachricht von meiner Verhaftung geflohen sein.“

Der Präsident sah fragend zu dem Staatsanwalt hinüber, ob er der Angeklagten Mitteilung von dem Selbstmord Kupfers machen sollte; der Staatsanwalt riet, ebenfalls mit stummem Blick, diese Mitteilung noch aufzuschieben. Er rechnete im Laufe der Verhandlung mit günstigeren Aufschlüssen, wenn Lucie in dem Glauben belassen wurde, Kupfer lebe und habe sich einer Verantwortung durch heimliche Flucht entzogen. Der Vorsitzende des Gerichtshofes schien diese Meinung zu teilen.

Er verfügte die Beweisaufnahme.

Zunächst mußte die Mutter der Angeklagten, Frau Amalie Nesper, vor die Zeugenschanke treten.

Nach Feststellung der Personalien wurde die Zeugin darauf aufmerksam gemacht, daß sie ihre Aussagen wegen des nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses zur Angeklagten verweigern könne.

Frau Nesper machte zur großen Enttäuschung des Auditoriums hiervon Gebrauch.

Darauf wurde das bei Frau Nesper bedienstete Mädchen vorgerufen. Es gab an, daß es Minna Klein heiße,

achtzehn Jahre alt sei und seit Oktober vorigen Jahres bei Frau Nesper als Mädchen für alles diene.

„Kennen Sie die Angeklagte?“

„Aber ja. Das ist doch die Tochter meiner Gnädigen,“ lautete die freudige Antwort.

„Hat Frau Kupfer während ihrer Ehe öfters die Nacht bei ihrer Mutter zugebracht?“

„Zuweilen — ja.“

„Wie oft etwa?“

„Das hab' ich nicht gezählt.“

„So ungefähr natürlich. War es zwei bis drei Mal oder ein Duzend oder mehr?“

„Es kann ein Duzend mal, auch eins drüber gewesen sein.“

„Besuchte der Mann der Angeklagten, Kassierer Kupfer, seine Schwiegermutter öfters?“

„Ja — er stand ja auf gutem Fuß mit ihr. Er kam recht häufig.“

„Wie wissen Sie, daß er mit seiner Schwiegermutter gut stand?“

„Weil er ein prächtiger Mensch war, gegen den wir nichts einzutenden hatten,“ gab Minna unter dem Amüsement des Publikums in ihrer naiven Art bereitwilligst die verlangte Auskunft.

„War das Verhältnis mit seiner Frau ein ebenso einwandloses?“

„Sie lebten wie zwei Dachshundfreunde.“

„Wie kommen Sie auf den Vergleich?“

„Der Herr Förster meines Vaters zu Hause, der hat ein paar Dachshunde, Hans und Schniefke genannt; die leben, daß es eine Freude ist, mitanzusehen,“ erklärte das Mädchen.

„Wo der eine ist, da ist der andere, wenn der eine frißt, frißt der zweite, und wenn Hans schläft, dann schläft auch Schniefke. Sie sind ein Muster von Eintracht, sagt der Herr Förster meines Vaters. Und so ist es auch hier mit dem Herrn Kassierer und seiner Frau.“

„Von einer Eintracht kann doch hier nicht die Rede sein,

wenn die Frau die Nächte bei ihrer Mutter, fern von ihrem Manne, zubringt. Ihr Vergleich ist nicht zutreffend."

"Na, das ist Ansichtssache, Herr Richter — eine Nacht bei Müttern stört doch die Eintracht von Mann und Frau nicht," gab Minna als Antwort. Eine laute Nachsalbe folgte ihren Worten.

"Besinnen Sie sich auf das, was im Hause Ihrer Brotherrin am 4. und 5. Mai dieses Jahres geschehen ist?"

"Ganz deutlich. Am 4. war ich gar nicht da —"

Schallendes Gelächter unterbrach die Worte des Mädchens.

Diese sah sich verduzt um, denn es war sich keiner Inkorrektheit ihrer Antwort bewusst.

"Wo waren Sie am 4. Mai?"

"Zu Hause beim Vater auf Urlaub."

"Hatten Sie diesen erbeten oder war Ihnen anheimgegeben, eine Reise zu Ihrem Vater in jener Zeit vornehmen zu dürfen?"

"Halb wollt' ich's, halb kam mir die Gnädige entgegen."

"Wieso?"

"Vaters Geburtstag war."

"So. Weiter."

"Ich kam erst am 5. mit der Kleinbahn um elf Uhr vormittags, oder so um die Zeit herum, zurück."

"Wen fanden Sie da in der Wohnung Frau Nesper's?"

"Na — die gnädige Frau —"

"Frau Nesper oder Frau Kupfer?"

"Die erstere. Und dann sah ich, als ich mich noch nicht ganz verpustet hatte, durch die Thürriß' den Herrn Kassierer rausgehn. Der ging gerade weg. Sonst sah ich keinen."

"Sprachen Sie den Mann der Angeklagten?"

"Ich hätte ihn gern gesprochen, denn ich wollte ihm „Guten Tag“ sagen, aber ehe ich noch die Thürriß' verbreitern konnte, war er längst über alle Berge."

"Er hatte also Eile?"

"Da er so fix war, wird er wohl Eile gehabt haben. Fragen konnte ich ihn nicht."

"War die Angeklagte im Hause?"

"Das weiß ich nicht. Gesehen habe ich sie nicht," er-

klärte Minna. „Vielleicht war sie da, vielleicht auch nicht. Schwören kann ich's nicht, aber gesehen hab' ich sie nicht.“

„Saben Sie eine Ahnung von dem, weissen man Frau Kupfer beschuldigt?“ fragte der Vorsitzende des Gerichtshofes.

„Nein. Aber ich möcht' es gern wissen,“ kam es wieder naiv heraus und veranlaßte von neuem Heiterkeit im Saal.

In diesem Augenblick trat ein Gerichtsdiener in den Saal und überbrachte dem Präsidenten eine Depesche. Gleichmütig öffnete dieser das Blatt und las es. Etwas erregt erhob er sich.

„Wir wollen eine Pause von zehn Minuten eintreten lassen,“ sagte er. „Der Gerichtshof wird sich zu einer Beschlußfassung zurückziehen, die infolge dieses mir eben zugegangenen Telegramms notwendig geworden ist.“

Er verließ mit den Richtern den Saal.

Die Minuten schlichen langsam, für die Angeklagte qualvoll dahin. Man riet hin und her, was wohl der Inhalt der Depesche sein könne und lauschte gespannt dem Präsidenten, als er, von den Richtern gefolgt, endlich wieder auf seinen Platz zurückkehrte, hier stehen blieb und die Mitteilung machte:

„Eine wichtige Nachricht hat den Gerichtshof beschließen lassen, die Verhandlung gegen die Angeklagte Lucie Kupfer auszusetzen und bis auf einen, in nächster Zeit noch zu bestimmenden Termin aufzuschieben. Die Angeklagte wird in Haft behalten. Ich schliesse die Verhandlung.“

Mit herber Enttäuschung verließ das Publikum den Saal.

Lucie Kupfer sank, in ihre Zelle zurückgeführt, erschöpft zusammen und vergrub ihr Gesicht in beide Hände.

„Sie werden ihn festgenommen haben!“ stöhnte sie, und helle Tränen rannen über ihre Wangen. „Sie werden ihn festgenommen haben!“

*

*

*

Ein heller, freundlicher Herbsttag neigte sich zu Ende. Im Osten stand der Mond, ein ganz unwahrscheinlicher Mond.

Dunkelrot, weinselig wie ein alter Becher, der sein rundes Haupt aufrecht hielt, weil ihn die Füße nicht mehr zu tragen schienen.

Die Luft war klar, nur wo die entfernteren Bäume standen, schlichen bereits die Schatten der Nacht über das Gebäude und hängten sich als Schleier zwischen das Blattwerk.

Nach Norden wuchsen dunkle Umrisse aus der Ebene. Und immer weiter ging es mit der norwegischen Schnellbahn in der langen, grauen Dämmerung, an fahlen Wiesen und buntgestrichenen Häusern vorbei, bis der Eisenbahnzug vor dem langen, niedrigen Bahnhofsgebäude einer größeren Provinzialstadt Norwegens einlief.

Die Wagen standen noch nicht still, als ein Mann gewandt aus einem der Coupés sprang, behende durch das wartende Publikum schlüpfte und sich in den Schatten des Gebäudes flüchtete.

Niemand schien ihn zu beobachten, als ein in einen langen Radmantel gehüllter, hochgewachsener Mensch, der hurtig einem der letzten Wagen entstieg und mit hastigen Schritten ihm nacheilte.

Er folgte dem ersten Passagier unbemerkt zu einem Fiaker und erlauschte den dem Kutscher des Fuhrwerks gegebenen Befehl: „Noriköldstraße 48.“

„So. Endlich hätte ich den Fuchs im Bau,“ murmelte der Beobachter, während er beim Schein der nächsten Laterne die Adresse notierte. „Es war eine anstrengende Sezjagd. Doch nun, Bruno Ehrenfels, hoffe ich Dich sicher zu haben.“

Der Verfolger rief den Kutscher eines zweiten Wagens heran und ließ sich in ein Hotel in der Noriköldstraße fahren. Dort angelangt, begehrte er ein einzelnes Zimmer, schrieb sich in das ihm vorgelegte Fremdenbuch als Rittmeister a. D. Cäsar ein und begab sich zur Ruhe.

Am folgenden Mittage suchte er das Gastzimmer auf.

Hier setzte er sich, mit mehreren Zeitungen versehen, auf ein etwas abgeordnetes, ruhiges Fensterplätzchen, durch das er die Straße überblicken konnte.

Anscheinend vertiefte er sich in die Lektüre, doch jedesmal, wenn jemand auf der Straße vorüberging oder ein neuer Gast das Lokal betrat, glitt ein schneller Blick über die Zeitung hinweg.

Wie er vermutet, bemerkte er nach einiger Zeit den Herrn, dem er auf dem Bahnhof seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte.

Dieser suchte, sich orientierend, einen Platz, durchstreifte das Lokal nach verschiedenen Seiten, und seine Wahl fiel endlich auf den Nachbartisch von Cäsars Sitz.

Der Mann hatte dunkelbraunes Haar und einen starken Vollbart von gleicher Farbe, hier und da mit grauem Puder überstreut.

Die Nase trug eine blaue Brille, die seinem Kopf ein fremdes Aussehen gab, und da der Anzug ebenfalls ein neuangelegter war, hätte ein weniger scharfer Beobachter, als es Rittmeister Cäsar war, den Mann schwerlich für Bruno Ehrenfels gehalten.

Nachdem er sich mit dem Rücken gegen das Licht gesetzt hatte, begehrte er eine der neuesten deutschen Zeitungen und begann, nachdem er sich umgesehen und das Blatt erhalten hatte, darin zu lesen.

Cäsar beobachtete ihn heimlich. Nach einer Weile ließ er sich den Wirt des Hotels kommen und zog ihn in ein Gespräch, das er absichtlich laut führte, um von Ehrenfels gehört zu werden.

„Wohnen hier Deutsche in der Stadt?“ fragte er auf norwegisch.

„O ja; eine ganze Anzahl. Sie sind ein Deutscher?“ erkundigte sich der Wirt mit einer Verbeugung. „Ich höre es an Ihrem Akzent.“

„Sie haben es erraten,“ erwiderte Cäsar. „Sprechen Sie Deutsch?“

„Zu dienen,“ wartete der Hotelbesitzer auf.

„Das ist mir lieb; so kann ich meine Seele von einem

Wunsch in meiner Heimatsprache befreien," sprach Cäsar Deutsch. „Wie ich mich Ihnen bereits zu erkennen gab, respektive ins Fremdenbuch schrieb: Rittmeister a. D. Cäsar. Nahm meinen Abschied infolge einer bedeutenden Erbschaft, die ich — aus ökonomischen Rücksichten! — unter die Leute insofern zu bringen beabsichtige, als ich weder Kind noch Regel mein eigen nenne, keine Angehörigen und Erben besitze und den Rest meines Lebens auf Reisen zuzubringen gedenke.

Nun bin ich aber des Alleinreisens, das ich schon eine bedenkliche Weile betreibe, rabensatt geworden und wünsche mir einen Gefährten.

Es muß aber ein Mann von Schrot und Korn sein. Natürlich reflektiere ich auf einen Deutschen. Haben braucht er nichts, muß nur über seine Zeit verfügen können, d. h. sie mir und meiner Geselligkeit auf der Reise widmen. Was meinen Sie?

Findet sich in Ihrer Stadt solch Individuum oder muß ich erst nach Deutschland gondeln?

Meine Absicht war's, von hier über Rußland nach China und Japan zu gehen. Will mal aus eigener Anschauung die gepriesene Intelligenz der schlißäugigen gelben Rasse kennen lernen."

„Das ist ein verlockender Posten, Herr Rittmeister," gab der Wirt zur Antwort. „Dafür einen finden? Ich sollte denken, die Hülle und Fülle — nach Auswahl! Es käme da wohl allein auf Sie an — auf wen Ihr Vertrauen fiele. Zuführen könnte ich Ihnen leicht Dutzende. Parbleu, Herr Rittmeister — wenn ich nicht schon ein so alter Knabe wäre —"

„Das Alter ist kein Hindernis; im Gegenteil, einen gesetzten Menschen würde ich vorziehen," fiel Cäsar ein.

„Ja — und wenn ich hier nicht gebunden wäre, ich selbst würde mich Ihnen zur Verfügung stellen."

„Na — überlegen Sie sich's," lachte der Rittmeister. „Gut haben sollen Sie's."

„Geht leider nicht," bedauerte der Hotelbesitzer mit gehobenen Schultern. „Haben Sie die Absicht, bald abzureisen, so daß die Sache eilt?"

„Durchaus nicht. Wenigstens nicht Hals über Kopf. Also sehen Sie sich um und dann sprechen wir noch darüber.“ Er erhob sich. „Nun will ich mir mal noch die Gegend und die Karitäten Ihrer Stadt ansehen,“ bemerkte er, seinen Mantel umhängend. „Wie ist's am Abend? Ist hier was los?“

„Wir haben ein gutes Theater, ein sehenswertes Variété —“

„Variété auch da? Gut. Danke. Will ich mal aufsuchen. Auf Wiedersehen.“

Damit verließ er den Gastraum in dem Bewußtsein, daß sein scheinbar in die Zeitung vertiefter Tischnachbar die ganze Unterhaltung mit angehört hatte.

Und er befand sich in keiner Täuschung. Kaum war der Rittmeister aus dem Saal verschwunden, als Ehrenfels an den Hotelwirt herantrat und ihm bemerkte, daß er von der Unterredung mit dem Herrn, der soeben fortgegangen war, einzelne Sätze aufgefangen habe und, als Deutscher, von einer schmalen Rente Lebender, gern den in Aussicht genommenen Posten als Reisebegleiter annehmen möchte. Der Wirt wolle ihm dazu verhelfen.

Er lud den sich vorsichtig Gebärdenden zu einer Flasche Wein ein und bei dieser, die dem Hausherrn Zunge und Gutmütigkeit löste und ihn gefügiger machte, erhielt Ehrenfels schließlich die Versicherung der Vermittlung bei dem Rittmeister.

Ehrenfels hatte sich in der Stadt unter dem Namen Poppe angemeldet; als solcher wurde er am nächsten Tage dem Rittmeister von dem Hotelwirt vorgestellt und auch tatsächlich, nach einigen Erwägungen und Unterhandlungen, als Reisebegleiter engagiert.

„Wir wollen eventuell noch in dieser Woche von hier fort,“ sagte Cäsar zum Schluß. „Was Sie in persönlichen Angelegenheiten zu ordnen haben, wollen Sie, bitte, bald erledigen.“

Bis zur Weiterreise wäre es mir indessen lieb, wenn wir uns täglich sehen und sprechen könnten, da ich Sie kennen lernen will, damit wir uns einander nähern. Ich bin

in jeder Weise zugänglich, darf ich wohl sagen, und ich denke, wir werden uns schäzen lernen.“

Der andere versicherte es eifrig.

„Gut. So lade ich Sie zum Abendessen ein. Auf Wiedersehen zwischen acht und neun Uhr.“

Als der Rittmeister allein war, zog er dicht vor sein Gesicht ein zur Hand liegendes Journal, das die Freude, die in seinen Nieren glänzte, verbergen sollte.

Abends nach acht Uhr war Ehrenfels zur Stelle.

„Meine Angelegenheiten sind so weit geordnet, daß ich für einen Aufbruch jeden Augenblick zu haben bin,“ teilte er dem Rittmeister mit.

„Das ist ja schnell gegangen,“ lächelte dieser. „Sie haben wohl keine Angehörigen am Ort?“

„Niemand. Weder hier, noch sonst wo. Ich stehe ganz allein auf der Welt.“

„Wie? niemand?“ wiederholte Cäsar erstaunt. „Auch in Deutschland haben Sie keine Verwandten?“

„Keinen Schatten. Eltern besitze ich seit meinem dritten Lebensjahr nicht mehr, Geschwister habe ich nie gehabt, und da ich Junggeselle geblieben bin, fehlt mir auch nach dieser Richtung hin jeder Familienanschluß.“

Ich bin sehr erfreut, Sie begleiten zu dürfen. Reisen war von jeher meine Sehnsucht, doch erlaubte es mir mein bescheidenes Kapital nicht, meinem Lieblingswunsche folgen zu können.“

„Da hat ja der Zufall eine günstige Rolle gespielt,“ bemerkte der Rittmeister mit einem undefinierbaren Lächeln und schenkte seinem Gast ein. „Grad einen solchen unabhängigen Menschen habe ich mir gewünscht. Ihrem Dialekt nach stammen Sie aus der Mark?“

„Ja. Ich bin in der Mark geboren und erzogen worden. Dann hielt ich mich auch längere Zeit in Berlin auf.“

„Und siedelten hierher über?“

Der andere bestätigte dies zögernd.

„Prosit!“ stieß Cäsar mit dem Glase an das seines Gastes. „Auf gute Reise und ungestörtes Vergnügen! Apropos —“ fiel es ihm ein, als er getrunken hatte — „Ver-

lin! Wissen Sie, daß ich die größte Lust verspüre, mir wieder einmal Berlin anzusehen?

Ich war schon lange Jahre nicht dort und sehne mich nach dem Treiben dieser wachsenden Weltstadt. Wie wär's, wenn wir unseren Reiseplan änderten, oder vielmehr dahin erweiterten, daß wir über Berlin die Route nehmen?"

Poppe-Ehrenfels war um einige Schatten bleicher geworden und rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Mit einem scheinbar harmlosen Blick sah ihn der Rittmeister erwartungsvoll an.

„Meine Sympathien für Berlin sind nicht sehr groß,“ erwiderte Poppe, seine Erregung tapfer niederkämpfend, mit einer möglichst ruhigen Miene.

„Haben Sie dort böse Erfahrungen gemacht?“ warf der Rittmeister unaufdringlich hin.

„Das gerade nicht.“

„Sondern aus Antipathie?“

Poppe nickte.

„Schadel Das würde mich nun reizen, unsere Route erst recht nach dieser Richtung einzuschlagen,“ bemerkte Cäsar. „Wenn Sie nicht einen durchaus wichtigen Grund haben, Berlin zu umgehen, überlegen Sie sich wohl die Sache. Natürlich bescheide ich mich wohlertwogenen Gründen,“ fügte der Rittmeister hinzu, hinter einem Lächeln den Triumph verbergend, der in seinen Augen glänzte.

„Sie sprachen von einer Reise ab hier direkt über Rußland nach dem Osten —“

„Ganz richtig. So hatte ich meinen Plan entworfen. Bevor wir die Fahrt beginnen, wollen wir die Route gründlich ausarbeiten.“

„Wann komme ich Ihnen hierfür gelegen?“

„Zu jeder Stunde. Ist es Ihnen bequemer, suche auch ich Sie auf, wenn Sie mir Ihre Adresse nennen wollen.“

„Norsköldstraße 48. Doch will ich Sie nicht bemühen —“

„Aber bitte —“

„Wenn Sie erlauben, spreche ich morgen wieder vor.“

„Ganz wie es Ihnen beliebt,“ gab sich Cäsar zufrieden. Man blieb noch eine Weile beisammen, sprach von

Reifen und anderen Dingen, spielte dann einige Partien Billard, und bei etlichen Flaschen Wein wurde Poppe wärmer. Als er gegen Mitternacht von dem Rittmeister schied, schüttelte er ihm die Rechte wie einem intimen Bekannten.

Befriedigt kehrte Cäsar auf sein Zimmer zurück. Vorsichtig verschloß er die Thür. Dann nahm er ein Taschenschreibzeug und eigenes Schreibmaterial, das er stets bei sich hatte, aus dem Koffer und fertigte noch in der Nacht einen eingehenden Bericht an den Inspektor der Kriminalpolizei Fritz Niechert in Berlin an, couvertierte, adressierte und siegelte das Papier.

Es war spät, als er damit zu Ende kam und sich zur Ruhe legen konnte. Trotzdem war er am Morgen wieder früh auf den Beinen, machte einen Morgenspaziergang und beförderte unauffällig das in der Nacht verfaßte Schreiben in einen Postkasten.

Dann schlenderte er durch die Gassen der Stadt und verfolgte schließlich die Richtung nach der Dorfköldstraße. Vor dem Hause Nr. 48 blieb er stehen, musterte es mit einigen scharfen Blicken und trat darauf kurz entschlossen in die Thür.

Ein junges blühendes, nicht unschönes Weib kam ihm auf dem engen Flur entgegen.

„Guten Morgen,“ redete er es heiter an. „Herr Poppe schon zu sprechen?“

„Bereits ausgegangen,“ erwiderte die Befragte verdrießlich.

„Wie?“ tat der Rittmeister erstaunt. „Schon? Pöb Wetter! Er wollte mich doch erwarten. Hat er nichts für mich zurückgelassen?“

„Weder für Sie noch für sonst jemand.“

„Vielleicht liegt auf seinem Zimmer eine Zeile —“

„Davon mögen Sie sich selbst überzeugen,“ fiel das junge Weib ein und machte eine Bewegung nach einer Thür hin.

Cäsar ließ sich die Gelegenheit, die Behauptung Poppes in Augenschein zu nehmen, nicht entgehen, schritt auf die bezeichnete Thür zu und öffnete sie.

Eine nicht besonders wohlriechende Luft strömte ihm entgegen. Schnell überblickte er den Raum. Durch einen

dem Eingang gegenüberhängenden Spiegel gewahrte Cäsar das hinter ihm stehende Weib und dessen durch ein Grinsen verzerres Gesicht, auf dem die blanke Neugier leuchtete.

„Nichts,“ bemerkte der Rittmeister und trat harmlos zurück. „Wollen Sie nicht ein wenig lüften? Man ersticht ja hier, und Herrn Poppes Gesundheit könnte leiden. Ich will Ihnen behilflich sein.“

Das junge Weib schob sich zu einem der Fenster hin und öffnete es.

Cäsar trat an ein zweites Fenster, auf dessen Brett er ein Kästchen entdeckt hatte, stieß mit der Rechten einen Flügel auf, griff blitzschnell mit der Linken nach dem Kästchen und barg es unter seinem weiten Radmantel. Dann schritt er zum Ausgang.

„So. Die Luft war ja entsetzlich. Wann glauben Sie, daß Herr Poppe zurückkehrt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Geht er denn immer so früh aus?“

„Was kümmert mich das?“ lautete die kurzangebundene Antwort.

„Nun, so sagen Sie ihm, daß ich, falls ich ihn nicht treffe, gegen Mittag wiederkommen werde.“

„Von wem soll ich das sagen?“

„Von Rittmeister Cäsar.“

Als er auf die Straße trat, kehrte er sich plötzlich schnell gegen das junge Weib, das eben im Begriff stand, die Thür hinter ihm zu schließen. Wieder lag das Grinsen, gemischt mit Neugier, auf dem üppigen Gesicht.

„Sollte er hier ein neues Verhältnis angeknüpft haben?“ fragte sich Cäsar im Davonschreiten. „Zuzutrauen ist es ihm. Und das Weib ist leidlich hübsch. An Zukommenheit wird es ihm nicht, an Entgegenkommen ihr nicht fehlen.“

Gemächlich ging er zu seinem Hotel hinüber und strebte die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Hier zog er das Kästchen hervor und öffnete es. Es enthielt einen kleinen Revolver. Befriedigt nickte der Rittmeister.

„Ich dachte es mir — für alle Fälle hatte er sich vorge-
sehen.“

Er nahm die Waffe aus dem Behälter, entlud sie vor-
sichtig und schloß dann Waffe und Kasten in seinen Hand-
koffer.

„Diese Vorsicht dürfte notwendig gewesen sein,“ mur-
melte er.

Bald darauf trat er in das Gastzimmer des Hotels.
Zu seinem Erstaunen fand er Poppe bereits vor, ihn er-
wartend.

„So früh auf den Beinen?“ begrüßte ihn Cäsar jovial.
„Doch warum nicht? Ich bin's ja auch. Denken Sie, ich
war bereits bei Ihnen.“

„Bei mir?“ fragte Poppe mit sichtbarem Erschrecken.

„Ja,“ nickte der Rittmeister, sich zu seinem neuen
Freunde setzend. „Ich wollte Sie zu einem Spaziergang aus
dem Bett trommeln — ich bin nämlich Frühaufsteher — und
erfuhr zu meiner Enttäuschung, daß Sie bereits ausgegangen
seien. Also auch Frühaufsteher?“

Der andere versicherte es.

„Unsere Neigungen und Gewohnheiten konzentrieren
sich immer mehr,“ lächelte der Offizier. „Ganz vortreff-
lich. Sie wohnen ja ganz in der Nähe. Ihr Haus liegt
kaum zweihundert Schritte von hier entfernt. Na, und
übrigens ein appetitliches Weibchen — Ihre Hauswirtin.“

Poppe verzog sein Gesicht zu einem Lächeln. „Frau
Helsing kann sich sehen lassen.“

„Frau — so? Ich hielt sie für ein Mädchen und dachte
schon, daß Sie —“

„Ich bitte Sie!“ fiel ihm Poppe scheinheilig tugend-
haft ins Wort. „Ich bin ein Hagestolz und gedenk' es zu
bleiben.“

„Was nimmt man sich nicht alles vor! So denkt man
und — 'n hübsches Weib wirft mit einem Blick oder Wort
berghohe Vorsätze über den Haufen.“

„Sehen Sie einmal,“ begann Cäsar, sich behaglich in sei-
nen Sitz zurücklehrend; er schloß dabei halb die Augen, als
sei er in angenehme Erinnerungen versunken, beobachtete

jedoch unter dem Schlitze seiner Lider sein Gegenüber mit den Blicken eines Falken — „ich bin auch Junggeselle und mache mir aus den Frauen so viel wie aus 'nem hinkenden Steppengaul — aber es gibt doch Augenblicke, wo alle Gleichgültigkeit wie 'n Kartenhäus zusammenfällt.

Kürzlich kam ich,“ fuhr er in leichtem, gewinnendem Plauderton fort, „auf meinen Dauerstreifzügen nach Hamburg, um von dort nach Norden zu gelangen.

Ich steige in der Hansestadt in einem Hotel „Kronprinz von Preußen“ ab und treffe an der Table d'hôte mit einem Weibe zusammen — à la bonheur! Ein Blick genügt! wo mir sonst tausend nichts anhaben können. Ich sag' Ihnen, das war was.

Tieffschwarze Haare wie eine Sizilianerin, flammende Augen wie eine Podolierin, und ein sentimentales Lächeln um den weichgeformten Mund wie eine deutsche Jungfrau im abblühenden Herbstwalde.

Ich war einfach hin und bildete mir einen Tag lang ein, wieder der jüngste Leutnant zu sein. Donnerwetter, das war ein Weib!

Ich hätte es an mich reißen und mit ihm durchgehen mögen. Leider wurde ich durch die Mitteilung abgefühlt — 's war schon mehr ein Sturzbach — daß ich eine verheiratete Frau vor mir hatte, die ihren Gatten erwartete. Sie hieß Lucie Falk.“

Boppe war kreidebleich geworden.

„Kennen Sie zufällig die Dame?“

Boppe verneinte stotternd.

„Ich glaubte schon, weil Sie die Farbe so energisch wechselten,“ bemerkte Cäsar.

„Nur ein kleiner Kater von der ungewohnten Anceperei gestern abend,“ redete sich Boppe heraus. Seine Stimme zitterte noch, und atemlose Erwartung klang aus ihr, als er die Frage stellte: „Und was war das Ende Ihrer Hamburger Bekanntschaft?“

„Ihnen scheint wirklich nicht wohl zu sein,“ sagte Cäsar besorgt.

„Wirklich nichts von Belang. Daran werde ich mich

auf der Reise mit Ihnen schon gewöhnen. Bitte, plaudern Sie nur weiter.“

„Ich bemerkte schon, daß es eine Eintagsneigung war. Die junge Dame, um derenwillen ich die größten Torheiten hätte begehen können, war am nächsten Tage plötzlich abgereist.“

Man raunte von einer unfreiwilligen Abreise oder dergleichen. Ich wurde aus der Sache nicht klug, ließ meinen Plan, ihr nachzuspüren, fallen — da sie eben verheiratet war — und setzte meine Reise fort. Das ist alles.“

Cäsar erzählte dies mit der harmlosesten Miene von der Welt, so daß Poppe getäuscht wurde und nichts von der heimlichen Beobachtung des Gegenübers gewahr wurde. Dem Rittmeister entging nicht die geringste Bewegung von Poppes Mienenwechsel und Gebärdenpiel.

„Wer das Glück hat, führt die Braut heim,“ sagte dieser mit verzerrtem Lächeln und mit belegter Stimme.

„Stimmt! Und das Glück habe ich eben nicht,“ seufzte Cäsar. „Sie auch nicht?“

„Ich sehne mich nicht danach, Herr Rittmeister. Durch die Frauen kommt der Mann in nichts als in Ungelegenheiten.“

„Ei, ei! Das klingt ja wie eine Sprache aus Erfahrung.“

„Weniger Erfahrung, als was man so hört und liest,“ wand sich Poppe geschickt heraus; das Thema wechselnd, hub er von neuem an: „Ich kam hierher, um Ihnen eine Bitte vorzutragen, wenn Sie mir eine solche erlauben.“

„Nur sans façons, lieber Poppe.“

„Ich habe eine kleine Summe, von der ich lebe, in russischen Papieren angelegt. Nun möchte ich gern die Gelegenheit, die mir durch die Stellung bei Ihnen als Ihr Reisebegleiter wird, ausnützen, diese Papiere, die zur Zeit in Rußland in gutem Kurs stehen, bald aber, wie mir ein Bankbeamter im Vertrauen riet, in dessen Hause ich wohne — es ist der Mann jenes jungen Weibes, das Sie dort gesehen haben — sinken dürften, in Rußland selbst gegen bar auszuwechseln.“

Ich sprach den Beamten noch gestern abend. Als ich nach Hause kam, war er noch auf, und da ich ihm in meiner Freude von meinem Engagement erzählte, machte er mir die vertrauliche Mitteilung.

Wenn es Ihnen recht ist, fahre ich direkt nach Rußland, um mein Geschäft abzuwickeln, und erwarte Sie dort, falls Sie auf dem Umwege über Berlin bestehen.“

„Sie glauben —“

„Die Konjunktur des Kurses ist nur noch in diesen Tagen eine günstige, versicherte der Beamte,“ fiel Poppe eifrig ein.

„Ich bitte Sie, wozu bedarf es der vielen Worte und Erklärungen,“ kam ihm Cäsar bereitwilligst entgegen, „handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben.“

Ein Seufzer der Erleichterung entpreßte sich dem anderen. „Ich danke Ihnen für diese gütige Rücksichtnahme,“ sagte er.

„Bitte, bitte, lieber Poppe. Haben Sie viel von diesen russischen Papieren?“

„Ungefähr 10 000 Rubel —“

„Nur 10 000? Und um solch einer Lappalie willen diese Sorge? Das heißt natürlich Lappalie für mich — in meiner Krösuslage. Für Sie wird ja die Summe von Bedeutung sein. Aber wissen Sie was,“ fuhr Cäsar mit einem verstohlenen Blick auf sein Gegenüber fort, „den Quark nehme ich Ihnen ab.“

„Wie? Sie wollten —?“

„Zum vollen Kurspreise, ohne Agto. Warum nicht? Was kommt es mir darauf an, ob ich ein paar lumpige hundert Rubel verliere!“

Ganz abgesehen davon, ob wir über Deutschland oder direkt nach Rußland fahren: die Papiere löse ich Ihnen, wenn Sie wollen, aus. So bleibt Ihnen in jedem Falle der Vorteil, daß Sie sie nicht auf der Reise mitzuschleppen brauchen.“

„Das wäre allerdings eine große Erleichterung,“ stotterte Poppe, in Gedanken schnell diesen Vorschlag erwägend. Wenn er statt der russischen Papiere bares Geld erhielt, wenn der Rittmeister diese Papiere, die kaum anderwärts,

als in Rußland umzusetzen waren, da man in anderen Ländern die Nummern kannte, an sich nahm und später irgendwo im fernen Osten des asiatischen Zarenreichs einwechselte, war ihm aus allen Räten geholfen.

Außerdem brauchte dann Poppe, so hatte der Rittmeister ganz richtig bemerkt, das Geld nicht auf etwaigen gefährvollen oder doch unsicheren Meiserouten mit sich zu führen, sondern er konnte es bis zu seiner Rückkehr auf einer Bank deponieren.

„Wenn Sie mir diesen Gefallen tun wollten —“ stimmte er nach kurzer Ueberlegung zu.

„Gern, gern. Nur nicht so viel Federlesens um solche Bagatelle, lieber Poppe. Schaffen Sie die Papiere her und wir erledigen die Sache kurz und ein für allemal.“

Cäsar bemerkte, daß Poppe seine Freude nicht zu verbergen vermochte; auch ihm schlug das Herz schneller.

„Wünschen Sie, daß ich noch am Vormittag —?“ fragte Poppe.

„Halten Sie das, wie Sie wollen; ich mag Ihnen nicht die geringsten Vorschriften machen. Meinetwegen gleich, meinetwegen später oder morgen, übermorgen — wie es Ihnen bequem ist. Und nun reden wir nicht mehr darüber. Die Sache ist erledigt.“ Er bot ihm sein Zigarrenetui. „Rauchen Sie eine Pflanze?“

„Wenn sie nicht allzu kräftig ist — bitte.“

Die Unterhaltung nahm jetzt eine andere Wendung, und bald erhob sich Poppe, voll innerer Unruhe, um doch noch am Vormittage seine Angelegenheit mit den russischen Papieren zu ordnen, wie er fallen ließ.

„Sie bleiben hier?“ fragte er den Rittmeister.

Dieser nickte zustimmend. „Ich will die Zeitungen durchstudieren,“ entgegnete er.

Poppe erhob sich. Er wollte das Eisen schmieden, so lange es warm war.

Die Gelegenheit verpaßt, geht wie eine Wolke vorüber und kommt vielleicht nie so günstig wieder. Ein wahrhaft coulanter, splendor Herr, dieser Rittmeister, dachte er auf dem Wege nach seiner Wohnung.

Er befreit mich von einer großen Sorge — honoriert mich gut, entführt mich, vielleicht auf Jahre hinaus, etwaigen Verfolgern und — wer weiß, was in fernem, fremden Landen noch zu meinen Gunsten geschehen kann! Nicht ein Funke von Argwohn tauchte in seiner freude- und hoffnungs-trunkenen Seele auf.

Cäsar blieb lächelnd zurück. „Er geht in die Falle,“ triumphtierte er, nahm ein Journal zur Hand und suchte sich in dessen Inhalt zu vertiefen, ungeduldig auf die Rückkehr Poppe's wartend.

Dieser blieb nicht lange aus.

Der Rittmeister tat, als bemerke er dessen Eintritt nicht. Er sah erst auf, als jener, sich räuspierend, vor seinen Tisch trat.

„Ah! Schon zurück?“

„Ich habe die Papiere!“ stieß Poppe kurzatmig heraus.

„Schön, schön,“ sagte der Rittmeister lässig und streckte langsam die Hand nach dem Päckchen aus, das der andere in der Rechten hielt. „Ich werde Ihnen einen Scheck ausstellen. Wieviel in Summa, lieber Poppe?“

„11 386 Rubel.“

„Gut.“ Er zog ein Scheckbuch aus der Tasche.

„Wollen Sie nicht nachzählen, Herr Rittmeister?“ fragte Poppe mit heißem Atem, ihn schwer hervorblajend.

„Ich vertraue, vertraue Ihnen. Indessen, wenn Sie wünschen —“ Cäsar öffnete das Päckchen. „1000 — 1000 — Nr. 65 423, Nr. 65 424 — — das sind die richtigen Nummern der aus der Karl Wolterschen Bank in Berlin gestohlenen Papiere, Herr Ehrenfels!“

Die Wirkung war jäh. Der mit seinem wahren Namen Angeredete wurde bleich wie die Tischdecke vor ihm. Wild griff er nach seinen Papieren.

Cäsar Frank aber kam ihm zuvor und stand plötzlich, den Blick drohend auf ihn gerichtet, mit gänzlich verändertem Wesen und so finsterner Entschlossenheit vor ihm, daß Ehrenfels nur keuchend hervorstoßen konnte: „Meine Papiere!“

„Die sind in Sicherheit,“ zischelte es ihm entgegen.

„Und jetzt, mein Lieber, verhalten Sie sich still und versuchen Sie mir nicht zu enttäuschen.“

Das Gesicht des Ueberrumpelten färbte sich bläulich vor Wut und Schreck. Blitzschnell griff er nach seinem Gut und stürmte hinaus.

Im nächsten Augenblick stürzte Frank, die Papiere hastig in die Seitentasche schiebend, dem Entflohenen nach und in hurtigen Schritten ging es hinter dem Flüchtigen her, der seiner Wohnung zustrebte, diese vor dem Kommissar erreichte und hinter sich verschloß. Frank rüttelte vergebens an dem Drücker.

Ohne Besinnen zog er einen Bund Dietriche hervor und steckte den Hebel ins Schloß. Es drehte sich. Im Zimmer wurde es lebendig; erschrecktes Hin- und Herstürzen ward hörbar.

„Er sucht den Revolverkasten,“ dachte Frank. „Wie gut, daß ich ihn beiseite schaffte.“

Gewaltsam stieß er die Tür auf und stürzte sich im nächsten Augenblick auf Ehrenfels. Ein kurzes Ringen entstand, bei dem der Verfolgte den überlegenen Kräften des gewandten Detektivs unterlag. In wenigen Minuten hatte dieser ihn mit großer Geschicklichkeit geknebelt.

Der Transport nach dem Bahnhof in geschlossenem Wagen geschah unverweilt.

Erst als Frank mit Ehrenfels sicher im Coupé saß, stellte er sich als Geheimpolizist vor.

Der Gefesselte stöhnte ingrimmig auf und stieß eine laute Vermünschung aus. „Wo habe ich meine Augen gehabt! Wo Ueberlegung und Vorsicht?“ knirschte er in ohnmächtiger Wut.

„Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht,“ lächelte Frank. „Kennen Sie das Sprichwort nicht, Herr Ehrenfels-Kupfer?“

Wieder fand eine Schwurgerichtssitzung statt, die letzte der Winterverhandlungsperiode.

Vor den Schranken des Gerichtshofs mußten diesmal zwei Angeklagte erscheinen: Bertold Kupfer alias Bruno Ehrenfels und Frau Lucie Kupfer alias Falk.

Den Vorsitz im Gerichtshofe führte wiederum Landgerichtsdirektor Bolda, die Anklagebehörde vertrat Staatsanwaltschaftsrat Sittig; die Verteidigung der Angeklagten führte Rechtsanwalt Frommer, die des Angeklagten ein Justizrat Trautmann.

Der Andrang des Publikums zu der Verhandlung, die um neun Uhr vormittags ihren Anfang nahm, war ein ganz enormer.

Obwohl in den letzten Wochen bereits über dreitausend Gesuche um Einlaßkarten abschlägig beschieden worden waren, weil das Gericht über sämtliche Plätze schon seit langem verfügt hatte, glaubten doch noch viele, zugelassen zu werden. Es war indessen eine vergebliche Hoffnung.

Das des Totschlags und Einbruchs, des Diebstahls und Betruges beschuldigte Ehepaar wurde kurz vor Beginn der Sitzung unter großer Spannung des Publikums von mehreren Gerichtsbeamten, zu verschiedener Zeit, von einander getrennt, auf die Anklagebank geführt.

Monate hatte Lucie in ihrer einsamen Zelle zugebracht, ungewiß, wie sich ihre Zukunft gestalten würde, unbekannt, mit dem Grunde für die Aussetzung der Verhandlung gegen sie.

Ihre Sinne waren in der langen Untersuchungshaft allmählich abgestumpft, und als sie durch die totenstillen Gänge des Gebäudes zur erneuten Verhandlung geführt wurde, achtete sie kaum darauf, daß ihre Schritte unheimlich von den Wänden widerhallten, wie das gleichmäßige Geräusch der Erdschollen, die in eine Gruft gesenkt werden.

Erst im Schwurgerichtssaal drang ihr ein grelles Licht entgegen, das ihre an Helligkeit ungewohnten Augen blendete. Verwirrt blickte sie sich um.

Eine ungeheure Zahl von fremden Menschen sah auf sie: vor sich, seitwärts, und dann erkannte sie neben sich die Umrisse einer großen, jetzt gebrochenen Gestalt.

Wer war das? Ihre Augen umfaßten die Gestalt. Ein jäher Aufschrei entrang sich ihrer Brust, und schwerfällig sank sie in die Arme ihres hinzueilenden Begleiters zurück. Es war das erste Wiedersehen der Eheleute nach ihrer Trennung am Morgen des 5. Mai.

Auch Ehrenfels-Kupfer, der in seinem natürlichen Aussehen, d. h. ohne Perücke und Bart, erschienen war, hatte sich, zurückweichend, fest an die Schranke gedrängt.

Seine zitternden Hände krampften sich in das Geländer, daß es erschütterte, die Zähne, die aufeinanderschlugen, bissen sich fest, und die Wangen waren aschfahl. Die Augenlider senkte er zu Boden.

Nach dem zur Verlesung gelangenden Eröffnungsbeschluß wurden die Eheleute beschuldigt, in der Nacht vom 4. zum 5. Mai desselben Jahres gemeinsam einen Einbruch in die Karl Woltersche Bank geplant, der Angeklagte allein den Versuch der Ausführung gemacht und bei diesem einen Totschlag an dem Bankunterbeamten Leo Krause begangen, ferner die Bank um russische Papiere im Wert von 11 000 bis 12 000 Rubeln und bares Geld bestohlen, die Lebensversicherungsgesellschaft, in der die Frau des Angeklagten ihr Leben versichert hatte, mit dieser gemeinschaftlich um den Versicherungsbetrag betrogen zu haben.

Nach der Annahme der Anklagebehörde sollte auch der Angeklagte in Bigamie gelebt, einen Menschen seiner Freiheit beraubt und dessen Tod geplant, schließlich indirekt den Tod einer jungen Dame, namens Vera Leicht, die eine außergewöhnliche Ähnlichkeit mit der Angeklagten gehabt, verschuldet, die Angeklagte dagegen von den Ausführungen des Einbruchs ihres Mannes und des Inkassos der Lebensversicherungssumme nicht nur Kenntnis gehabt, sondern allem in jeder Beziehung Vorschub und Hilfe geleistet haben.

Nach Abfrage der Personalien der Angeklagten wurden zunächst die Vorgänge in der Nacht zum 5. Mai erörtert.

„Angeklagte, wiederholen Sie, was Sie an dieser Stelle bereits über jene fragliche Zeit ausgesagt haben,“ forderte der Präsident Lucie auf.

Mit tränenerstickter Stimme, stöhnend, dann wiederum mechanisch sprechend, gab sie den bekannten Bericht, nur bisweilen durch eine sachliche Zwischenfrage des Vorsitzenden unterbrochen. Ohne Pause mußte sie alles her erzählen.

Der Angeklagte hörte schweigend, mit einem unheimlichen Feuer im Hintergrund seiner Augen, den Worten zu. Manches traf ihn wie Keulenschläge; aber er bezwang seine Miene und blickte starr, unbeweglich vor sich nieder, keinen Blick seitwärts werfend.

„Angeklagter!“ rief ihn der Präsident an. „Sie haben gehört, was Ihre Frau ausgesagt hat?“

„Ja,“ erwiderte er stumpf.

„Bekennen Sie sich schuldig, den Einbruch bis zu seiner Störung durch Leo Krause ausgeführt zu haben?“

„Ja.“

„Bekennen Sie sich schuldig, den Bankboten Krause erschossen zu haben?“

„Ja.“

„Bekennen Sie sich schuldig, die Woltersche Bank um russische Papiere im Werte von 10—12 000 Rubel und bares Geld bestohlen zu haben?“

„Ja.“

„Bekennen Sie sich schuldig, die Lebensversicherungsgesellschaft —“

„Ich bekenne mich zu allem schuldig und zu noch viel mehr. Ich will alles aussagen, alles,“ unterbrach Ehrens-fels-Kupfer den Vorsitzenden des Gerichtshofs mit fester Stimme.

Seine Stirn war drohend gefaltet, um seinen Mund suchte es ununterbrochen, die Augen brannten in düsterer Lege.

„Nicht um eine meiner Handlungen will ich den Gerichtshof betrügen, wenn er mir eine Bitte erfüllt. Nur diese eine Bitte.“

„Sie haben hier keine Bedingungen zu stellen, Angeklagter,“ verwies ihn der Präsident streng.

„Es ist keine Bedingung, nur eine Bitte, Herr Präsident. Doch werde ich schweigen, wenn sie unerfüllt bleibt. Keine Folter soll mir meine Geheimnisse entreißen.“

„Was wollen Sie?“

„Ich bitte Sie, meine Frau Lucie aus dem Saale zu entfernen, bis ich gesprochen habe. In ihrer Gegenwart bin ich nicht imstande, ein Bekenntnis abzulegen.“

„Vertold!“ schrie die Angeklagte auf.

Dieser kehrte sich ab. Die Richter berieten miteinander. Die vorläufige Entfernung Lucies aus dem Gerichtssaal wurde beschlossen.

Sie mußte, trotz des Protestes und der Versicherungen, daß sie alles hören könne, daß sie bei Ausschluß aus der Verhandlung eine größere Pein erdulden würde, als wenn sie bleiben dürfe, abgeführt werden.

„Und nun erzählen Sie,“ forderte der Präsident den Angeklagten auf.

Ghrenfels-Kupfer schwieg einen Augenblick, in dem er tief Atem holte; ein keuchender Ton kam über seine Lippen, dann ermannte er sich und hob unter lautloser Stille des lauschenden Auditoriums an:

„Erlauben Sie mir, von meiner Jugend anzufangen. Ich bin der Sohn eines Arztes aus der Provinz. In einer Atmosphäre ehrenwerter Bürgerlichkeit aufgewachsen und erzogen, war ich ein guter Schüler und machte bereits in verhältnismäßig frühen Jahren das Abiturium.

Ich war die Freude meiner Eltern, die mich studieren lassen wollten. Hierzu aber hatte ich keine Neigung. Ich trat in ein Bremer Bankgeschäft ein.

Pünktlich, gewissenhaft in meiner Arbeit, führte ich ein bescheidenes Dasein; nichts Außergewöhnliches war an mir zu bemerken, weder in gutem noch in schlechtem Sinne; ich war, was man so einen braven Menschen nennt. Ich war solide, zahlte pünktlich die Miete für ein möbliertes Zimmer, verdarb die Möbel nicht und brachte keinen lästigen Besuch ins Haus.

Abends las oder lernte ich Englisch und Französisch, und selbst meine Wirtin wunderte sich über mein zurückgezogenes, eintöniges Leben und konnte sich keinen besseren Mieter wünschen.

Das hielt wohl etwa zwei Jahre so an. Da tauchte in den Singspielhallen der Stadt ein neuer „Stern“ auf, eine

Liederfängerin Maria Taube — ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, aber schweigsamem, zurückhaltendem Wesen.

Wenn auch ihre Stimme und ihre gesangliche Schule manches zu wünschen übrig ließ, für eine Singspielhalle genügte sie, und die schöne Maria wurde von Enthusiasten viel umschwärmt.

Direktoren und Agenten rissen sich um die neue Zugkraft; die Gäste des Chantants bewarben sich eifrig um ihre Gunst, ohne sich auch nur des geringsten Erfolges rühmen zu können.

Ihre Zurückhaltung wurde schließlich für Hochmut gehalten und trug ihr den Spitznamen der „Liederprinzess“ ein. In Wirklichkeit war ihr Herz nicht mehr frei, als sie den Beruf einer Liederfängerin wählte.

Allen Anfechtungen zum Trotz blieb sie dem Auserwählten ihres Herzens treu, in der Hoffnung, er werde sie, wie er versprochen, als sein Weib heimführen.

Ich hörte durch Kollegen von dieser „Prinzessin“ und ließ mich von einem Bekannten überreden, die Singspielhalle, wo Maria Taube auftrat, zu besuchen.

Sofort hegte ich große Bewunderung für sie. In meiner Brust begann sich etwas zu regen, zu spritzen und zu wachsen, und bald wußte ich, daß ich verliebt war, wie ich's noch nie gewesen.

Ich besuchte von nun an täglich das Lokal und bettelte um Marias Gunst. Sie ward mir mit der Zeit, durch meine unendliche Geduld und meine unaufdringliche Werbung. Maria fing an, mich zu verstehen, wir sprachen uns öfters, trafen uns und — kurz sei es gesagt — ich gewann sie nach unsäglichem Mühen.

Das nächste war, daß ich sie aus dem Ringeltangel entfernte und sie in eine Pension gab.

Sie sträubte sich lange dagegen, und ich weiß, sie hätte es niemals angenommen, wenn ich ihr gesagt hätte, daß ich ein kleiner Beamter mit monatlich einhundertundfünfzig Mark Gehalt und ohne Vermögen war. Sie nahm meine Hilfe nur an, weil ich ihr in den Kopf setzte, daß ich ein reicher Mann sei.

Ich war verliebt, und um meiner Liebe willen war ich bereit, alles zu tun, um sie nicht zu verlieren.

Ich opferte mein Erspartes bereitwillig und schüttete es mit vollen Händen der Geliebten in den Schoß, ohne mir zu sagen, daß das über kurz oder lang ein Ende nehmen, daß ich bald nur noch auf mein Gehalt angewiesen sein würde und Maria hinter meinen Betrug sehen mußte.

Ach, ich war taub und blind für alles andere, ich sah nur die Reize der Geliebten und war glücklich, wenn ich ihr ein Lächeln ablocken konnte.

Ich bat sie, die Meine zu werden. Sie sah wohl ein, daß ihre erste Liebe begraben werden mußte — sie tat es, gab nach und ließ sich mit mir standesamtlich verbinden.

Nun mußte ich erst recht für die Lebensbedürfnisse der geliebten Frau aufkommen; und, da ich mich für reich ausgegeben hatte — ihr meine Armut zu gestehen wagte ich auch jetzt nicht, aus Furcht, sie zu verlieren — waren diese Bedürfnisse recht groß.

Ich machte Schulden, mietete eine behagliche Wohnung, kaufte Toiletten, um Maria zu schmücken, ihre Schönheit noch zu heben, hielt ihr einen Wagen und abonnierte eine Loge im Theater.

Wir mußten dabei sein, wo es irgend etwas zu sehen gab, und ich scheute selbst Reisen nach der Residenz nicht, wo wir das Leben genossen.

Berstreuung jagte Berstreuung, denn ich bemerkte es wohl, daß Marias Gedanken noch immer jenem anderen, einem Studenten der Rechte mit Vornamen Fritz, nachgingen.

Immer tiefer stürzte ich mich in Schulden und umgab meine Frau mit allem erdenklichen Luxus, schaffte ihr alle erreichbare Betäubung.

Dieser Leichtsinn rächte sich schwer. Gestand ich Maria, daß ich gelogen, so war es gewiß, daß sie mich verachtete und floh.

Ich mußte „reich“ bleiben. Wie war das möglich mit meinem auf zweihundert Mark erhöhten Monatsgehalt, nachdem nicht nur mein Erspartes aufgezehrt, sondern auch ein Berg von Schulden über mich zu stürzen im Begriffe war?

Die Versuchung kam.

In einem Bankgeschäft rollen große Summen durch die Finger der Angestellten. Ein falscher Eintrag in die Bücher — wie schnell ist das gemacht!

Die ersten „Unregelmäßigkeiten“ beichtete ich den Eltern; sie beglichen die Summe, aber sie ließen mich ihren Zorn fühlen.

Waren sie doch an und für sich schon aufgebracht gegen mich wegen der „Mißheirat“, wie sie meine Verbindung mit Maria nannten. Seltener und seltener wendete ich mich an die Eltern; ich fürchtete Vorwürfe, ich hatte ein zu schlechtes Gewissen, und so kehrte ich mich schließlich ganz von ihnen ab. Ich habe sie nie mehr wiedergesehen.

Mein ganzes Leben galt nur noch meiner Maria.

Und sie? Eines Tages erhielt ich den furchtbarsten Schlag, den kein zweiter übertraf.

Eines Tages war Maria verschwunden. Mein Schmerz war unmenshlich. Ich hatte vergebens Opfer gebracht und war zum Verbrecher geworden. Ich tobte und raste — suchte sie und bot alles auf, ihrer wieder habhaft zu werden. Vergebens. Sie blieb verschollen.

Nun stürzte ich mich in wüste Vergnügungen, um mich zu betäuben. Auf die ersten Unterschlagungen und Fälschungen waren andere gefolgt; die Summe war immer größer geworden, bis sie sich nicht mehr verbergen ließ, bis der Chef des Bankhauses alles entdeckte, bis die Klage vor Gericht bevorstand, meine Schande und das schmachvolle Ende!

In dieser Zeit erhielt ich von Maria einen Brief, in dem sie mir mittheilte, daß sie ihrem Fritz, ihrem ersten Geliebten, begegnet, diesem gefolgt sei, und nach einem kurzen Leben des Glücks im Begriff stehe, gemeinsam mit jenem, der sich des gleichen Verbrechens wie ich schuldig gemacht, in den Tod zu gehen.

Niederträchtigkeit des Schicksals! Ich unterschlug und fälschte für sie, um ihretwillen, wagte nicht, es ihr einzugestehen und mußte erfahren, wie sich ihr Herz an den hing, der um eigenen Wohllebens willen Verbrechen begangen hatte, und daß sie mit jenem den Tod suchte.

Um Marias willen war ich zum Diebe geworden! Sie aber hatte mir niemals Liebe entgegengebracht, wenn sie es in ihrem Schreiben auch versicherte.

Daß mich die Verzweiflung damals nicht gepackt und mich ins Irrenhaus geführt hat, das erkläre ich mir noch heute nicht. Auch daß ich den Mut nicht fand, dem Leben ein Ende zu machen, bleibt mir heute noch unverständlich. Wohl zehnmal am Tage griff ich zum Revolver, um ihn abzudrücken. Ich legte ihn ebenso oft wieder beiseite.

Planlos, mit der Gewißheit, daß die Staatsanwaltschaft jeden Augenblick einschreiten mußte, irrte ich an einem der nächsten Tage das Ufer der Weser außerhalb des Weichbildes Bremens entlang, nur um der doppelt drückenden Luft in dem Meer der Häuser zu entgehen.

Da entdeckte ich, am Ufer zwischen Buschwerk gelandet und halb verdeckt, einen männlichen Leichnam.

Anfangs entsetzt, wollte ich mich schleunigst davonmachen — doch da durchblitzte mich ein Gedanke. Die Leiche war elegant gekleidet und hatte etwa meine Statur. Wenn ich den Toten seiner Kleider beraubte, ihm die meinen dafür ließ und das Weite suchte?

Scheu sah ich mich um, ob jemand in der Nähe war. Ringsum alles totenstill, nirgends eine Spur von einem Menschen zu sehen.

Hastig neigte ich mich zu dem Leichnam nieder und durchsuchte zunächst seine Taschen. Ein schwergefülltes Portefeuille mit Banknoten, Paß und anderen Papieren fiel mir in die Hand. Letztere lauteten auf den Namen Bertold Kupfer.

Mit flatternden Händen machte ich mich an die Entkleidung der noch nicht völlig steifen Leiche. Es waren entsetzliche Minuten der Arbeit!

Als ich den Leichnam mit schwerer Mühe mit meinen Sachen bekleidet, ihm, außer dem mir wertvollen Brief von Maria Taube, meine Papiere zugesteckt, dann mich angezogen und sein Portefeuille nebst Scheinen u. s. w. an mich genommen hatte, floh ich in unaufhaltbarer Hast, bis ich erschöpft in die Kniee sank und vor Uebermüdung rasten mußte.

Aber das Grauen, die zum Teil feuchte, zum Teil nasse

Kleidung des Toten auf meinem Körper, hezten mich bald wieder auf und vorwärts wie ein verfolgtes Wild.

Erst nach langen Stunden wurde ich ruhiger und kam dazu, meine Lage zu überdenken.

Zunächst wurde mir bewußt, daß man jenen Toten für mich halten, daß mein Chef in mir den Selbstmörder sehen würde, der aus Furcht vor Strafe den Tod gesucht.

Wie ich mich später in den Zeitungen überzeugte, traf meine Kombination zu; auf dem Friedhof in Bremen liegt der Bankbeamte Alfred Pfeiffer begraben."

Eine lebhafte Bewegung entstand im Schwurgerichtssaal.

"Ihr Geburtsname ist Alfred Pfeiffer?" fragte der Vorsitzende den Angeklagten.

"Ja."

"Ich entsinne mich, daß vor Jahren die Staatsanwaltschaft in Bremen eine Anklage wider Alfred Pfeiffer wegen Unterschlagung und Fälschung erhoben hatte," sagte der Staatsanwaltschaftsrat. "Diese wurde durch den Tod des Verfolgten als erledigt betrachtet."

"Erzählen Sie weiter," forderte der Präsident den Angeklagten auf. "Sie traten von nun an als Bertold Kupper auf?"

"Ja," bestätigte der ehemalige Kassierer und fuhr fort: "In einem Gasthause zu Verden blieb ich über Nacht und während dieser untersuchte ich das dem Toten entwendete Portefeuille. Ich hoffte, Näheres über ihn zu erfahren. Ich wußte ja auch nicht, ob jener nicht auch etwa den Tod gesucht, ob er nicht ebenfalls ein Verfolgter und ich so vom Regen unter die Traufe gekommen war.

Nach allem, was ich fand, mußte ich jedoch auf einen Unglücksfall schließen. Das Portefeuille enthielt neben einer beträchtlichen Zahl von Geldscheinen eine ganze Reihe von Schreiben und etliche Legitimationspapiere. Aus ihnen entnahm ich, daß Kupper, der ungefähr das gleiche Alter wie ich hatte, auch ungefähr das Äußere mit mir teilte, vor kurzem erst aus Amerika nach Deutschland gekommen war, um hier in ein Bankgeschäft in Berlin einzutreten. Empfeh-

lungsschreibern legitimierten ihn. Angehörige schien er in Deutschland nicht zu haben.

Ich beschloß sofort, mir den Namen Bertold Kupfer anzueignen und von nun ab als solcher aufzutreten. Ich schrieb seinen, nun meinen, Namen, zum ersten Male ins Fremdenbuch des Gasthauses zu Verden, in dem ich die Nacht zugebracht hatte.

Mit einem der nächsten Züge fuhr ich über Braunschweig nach Berlin, und auf Grund der Empfehlungsbriefe und Legitimationspapiere wurde ich an der Karl Wolterschen Bank als Amerikaner Bertold Kupfer mit einem guten Salär angestellt.

Meine Kenntnisse im Bankwesen, das Studium der englischen Sprache am Anfang meiner Laufbahn in Bremen, halfen mir natürlich über jede Klippe glatt hinüber.

Das in dem Portefeuille Kupfers gefundene Geld setzte mich in den Stand, mich elegant einzurichten und meinen Passionen, die ich mir in Bremen nach und nach angeeignet, eine Zeitlang weiter zu frönen.

Die Sucht, auch hier wieder reich zu erscheinen, hatte mich in ihren Taumel gezogen, und es schien, als ob ich mich ihm nicht mehr entziehen konnte. Es kam hinzu, daß mich die Bank zum Kassierer erhob, mein Gehalt erhöhte und mir nun Unsummen durch die Hände liefen.

Ich lebte über meine Verhältnisse, spielte und geriet wieder in Schulden. Der Weg schien immer steiler bergab zu gehen.

Schon sah ich mich in die gleiche Lage wie in Bremen kommen, als ich ein Mädchen, die liebliche Tochter einer Wittve, kennen lernte, die meine tiefste Neigung weckte.

Sie übte bald nach unserem Bekanntwerden einen heilsamen Einfluß auf mich aus, und ihr gegenüber habe ich denn auch in einer glücklichen Stunde mich als bescheidenen Bankbeamten ausgegeben — wie es der Fall war.

Sie hatte ein Lächeln auf ihren Lippen, wie ich es selbst bei Maria Taube und niemals sonst auf den Lippen einer anderen sah — sie hatte südländische kohlischwarze Augen, sie war blond, war schön und sanft — ihr Blick sagte mehr, als

ich in Jahren hätte kennen lernen und — Lucie Nesper wurde meine Frau.

Wir lebten unseren Verhältnissen angemessen — ja, in der ersten Zeit so bescheiden, daß ich all meine Schulden abtragen konnte. Das Glück schien sich endlich zu mir gesunden und eine Stätte an unserem Herde gesucht zu haben.

Um dieses Glück auch nicht in der geringsten Beziehung zu beeinträchtigen, bewog ich sogar meine Schwiegermutter, sich eine eigene Wohnung zu beschaffen, die ich gern und pünktlich für sie bezahlte.

Sie sollte mir Lucie bis auf einige Besuche, die sich auf etliche Nächte ausdehnten, ganz allein lassen.

In diesem Glück glaubte ich mich für immer geborgen. Es war ein Irrtum. Zwar war und ist meine Liebe zu Lucie die gleiche geblieben, aber meine Sucht nach Reichtum war nicht gestorben — sie war nur eingeschlafen und nur zu bald erwachte sie wieder — erwachte mit überwältigender Kraft denn je.

Ich hatte das Leben Lucies mit einer großen Summe versichert. Diese Summe zu erhalten und Lucie nicht zu verlieren, war mein erster, mich einer großen Summe aus der Bank, an der ich angestellt war, zu versichern, mein zweiter und auf Grund meiner Papiere nach Amerika zu entfliehen, mein dritter Plan.

Die schwierigste Lösung suchte ich für den ersten Plan. Und der weise Zufall half mir auch hier wieder.

Bera Leicht, eine hübsche Erscheinung, fiel mir eines Tages durch ihre überraschende Ähnlichkeit mit meiner Frau Lucie auf.

Sofort reifte in mir der Voratz, sie für meine Zwecke zu gewinnen. Ich trachtete danach, ihre Bekanntschaft zu machen, und es wahrte nicht lange, so empfing sie willig meine Besuche.

Um sie mir günstig zu stimmen und zu erhalten, gab ich mich ihr gegenüber für reich aus und bestritt ihre Ausgaben.

Noch war ich mit mir nicht einig, wie ich Bera mir dienstbar machen sollte, als ich das Kaufangebot eines klei-

nen Besitztums erhielt, das nach dem Tode eines Sonderlings, mit Namen Bruno Ehrenfels, von dessen einzigem Erben, einem Neffen, für billiges Geld zu haben war. Ich sah mir das einsam gelegene „Gut“, ein dem Verfall geopfertes Gebäude, an und hielt es, namentlich die Lage eines eigenartig eingerichteten, vor Eindringlingen und Neugierigen sicheren Raumes, in dem Bruno Ehrenfels seine Tage in Furcht vor Dieben und Mördern verlebte, für meine Zwecke geeignet.

In diesem eisenbergitterten Raume vermochte man mit Leichtigkeit jemand zu verbergen, ohne daß ihn sobald jemand, wenn nicht durch Zufall, aufgespürt hätte.

Ich meldete mich bei dem Erben und wurde mit ihm kaufeinig. Das Gebäude nebst Garten und Wiesen wurde mein Eigentum, nachdem ich eine geringe Summe angezahlt und den Kaufgelderrest für den Erben als Hypothek hatte eintragen lassen.

Meine Absicht war es, auf diesem Gute meine Frau Lucie zu verbergen, die ihr gleichende Vera Leicht am Herzschlag sterben, sie als meine Frau finden zu lassen und die Versicherungssumme zu erheben.“

„Wie erklären Sie uns das,“ warf der Gerichtspräsident ein, „daß Sie Vera Leicht am Herzschlag sterben lassen wollten?“

„Ich hatte mir Atropin beschafft, ein Gift, das bekanntlich auf das Herz wirkt und keine Spuren zurückläßt, die ein Verbrechen verraten,“ erklärte der Angeklagte mit klarer Stimme.

„Atropin ruft Herzschlag hervor, ohne daß sich die Substanz mit dem Blute mischt; es wirkt wie der Stoß eines unsichtbaren Dolches, der ins Herz trifft.

Diesem Gift steht die Wissenschaft machtlos gegenüber, sobald einige Zeit nach ihrer Wirkung vergangen ist.“

„Fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

„Mein Plan änderte sich jedoch durch die Hartnäckigkeit Lucies, die Besetzung Ehrenfels aufsuchen oder gar hier leben zu wollen,“ setzte der Angeklagte sein Geständnis kaltblütig fort.

„Sie beschloß, lieber unter einer Maske zu fliehen, mich in einer Hafenstadt zu erwarten und dann mit mir über den Ozean zu gehen.

Ich gab ihren Bitten nach und verabredete, daß sie am Tage nach dem Tode Vera Leichts nach Hamburg flüchten sollte, um dort meiner zu harren. Lucie einfach nur verschwinden zu lassen, hätte mir die Versicherungssumme nicht oder erst nach langer Zeit, vielleicht nach Jahren, eingebracht. Ich mußte daher ein Opfer haben, und als dieses konnte nur Vera Leicht fallen.“

„Kannte Ihre Frau Vera Leicht?“ fragte der Präsident.

„Nein. Sie wußte nichts von deren Existenz. Ich hatte Lucie vorgeredet, daß ihr Verschwinden genüge, um sie für tot erklären zu lassen und die Versicherungssumme zu erhalten.“

„Weiter.“

„Für dieselbe Nacht, in der Vera das Atropin nehmen sollte, hatte ich auch den Einbruch in die Stahlkammer der Wolterschen Bank in Aussicht genommen.“

„Warum hatten Sie den Plan, bei Nacht in die Stahlkammer zu dringen, da Ihnen doch der Schlüssel zu dieser zur Verfügung stand und der Besuch dieses Tresors der Bank am Tage bei Ihnen unmöglich auffallen konnte?“

„Am Tage hätte ich Argwohn erregen können; bei Nacht ausgeführt, fiel ein Verdacht zu allerletzt auf mich. Zudem besaß ich auch nicht den Schlüssel zu den innersten Schränken; die hätte ich erst vom Direktor mir geben und meine Handlungsweise motivieren müssen.

In der Nacht wollte ich mit Dietrichen und anderen Instrumenten operieren. Schließlich wäre die Entnahme von größeren Summen meinen Kollegen leicht aufgefallen, wenn man mich überhaupt allein in den Tresor hätte gehen lassen und mir nicht einen Assistenten, wenigstens einen Boten, wie das üblich, mitgegeben hätte.“

„Weiter.“

„Den Raub, den ich erhoffte, sollte Lucie mit nach Hamburg nehmen. Bei ihr, die unter anderer Maske und unter anderem Namen fuhr, hätte niemand die Fehlsomme gesucht.“

Daher wollte ich, daß Lucie erst am Mittag nach der verhängnisvollen Nacht abreisen sollte, nachdem ich sie noch aufgesucht, um den Raub ohne ihr Wissen unter den Teil ihres Gepäcks zu schmuggeln, der nicht für Hamburg, sondern erst für Amerika nach unserer Vereinigung bestimmt war.

Der Einbruch mißlang, und Lucie mußte ohne Beute von dannen eilen.“

Hier machte der Angeklagte eine Pause. Er zog ein Taschentuch hervor und fuhr sich über die Stirn. Seine Hand zitterte ein wenig; doch als er das Tuch eingesteckt und die Hand wieder auf die Schranke vor sich gelegt hatte, kam seine Kaltblütigkeit und Ruhe zurück.

„Wie kam nun Vera Leicht ins Bankgewölbe?“ fragte der Vorsitzende des Gerichtshofs.

„Ich teilte ihr mit, daß ich um meine Zukunft besorgt wäre, daß ich mich in großer Verlegenheit befinde und nur sie mich daraus retten könne. Ich müsse etwas mit ihr besprechen, wovon alles abhängt; sie solle sich gleich nach Schluß des Bankgeschäfts, etwa sechs ein halb Uhr, vor der Thür der Wolterschen Bank einfinden und warten, bis ich herauskomme.

Sie antwortete mir, daß sie zwar besorgt sei, doch gehorsam folgen und pünktlich kommen werde.“

„Wußte Vera Leicht, daß Sie verheiratet waren?“

„Nein. Das hatte ich ihr verschwiegen. Ich hatte ihr sogar die Ehe versprochen,“ erwiderte der Angeklagte mit fester Stimme.

„Fahren Sie fort.“

„Am Abend des 4. Mai hatten meine Kollegen sämtlich das Bureau verlassen — ich war allein zurückgeblieben und gab dem jungen Krause, der der letzte im Klassenraum war, den Bescheid, daß er gehen könne, daß ich noch zu arbeiten habe und selber zuschließen werde.

Ohne Argwohn ließ mich Krause allein. Um sechs ein halb Uhr ging ich vor die Thür und ließ Vera Leicht ein, die bereits wartete.

„Was hast Du vor?“ fragte sie mich mit angstverzerr-

tem Gesicht. Ich führte sie in den Kassenraum und setzte ihr nun folgenden Plan auseinander, auf den sie nach einiger Ueberredung einging.

Sie sollte fortan ein Unwohlsein heucheln — ich wollte den jungen Krause rufen und ihn bitten, Vera in sein Zimmer zu führen, um ihr etwas Stärkendes zu verabreichen, damit sie sich erhole.

Bei ihrer Anwesenheit in Krauses Zimmer sollte sich Vera des Stahlkammer- und des Haustürschlüssels heimlich bemächtigen und diese mir aushändigen. Ich hatte zwar den Schlüssel zur Stahlkammer, jedoch nicht den Haustürschlüssel.

Letzteren brauchte ich für die Ausführung der That in der Nacht, ersteren wollte ich statt meines benutzen, um später durch Vorlegen m e i n e s Schlüssels bei etwaigem Verdacht diesen zu vernichten.

Vera spielte ihre Rolle ausgezeichnet; das geheuchelte Unwohlsein war von einem echten nicht zu unterscheiden. Ich eilte in das von seinen Eltern apart gelegene Zimmer des jungen Krause und bat ihn, einen Augenblick ins Bureau zu kommen.

Erstaunt folgte er mir. Auf dem Wege dahin erklärte ich ihm mit gespielter Erregung, meine Frau sei drinnen, sie hätte mich abholen wollen und sei von einem starken Unwohlsein befallen.

Ob er zu einem Arzt eilen möchte? Die letzten Worte sprach ich bereits im Kassenraum in Gegenwart Veras. Wie verabredet, wehrte sie diesem Ansuchen und bat nur, irgendwo ein wenig ruhen und etwas Stärkendes zu sich nehmen zu dürfen.

Krause erbot sich, Vera, die er für meine Frau halten mußte, auf sein Zimmer zu führen, ihr seine Chaiselongue zur Verfügung zu stellen und aus der nächsten Apotheke stärkende Tropfen zu holen.

So geschah's. Vera nahm, während Krause in die Apotheke ging, die gewünschten Schlüssel an sich, und brachte sie mir, als sie sich bald darauf erholt hatte.

Mit einigen Dankesworten an Krause verließ ich, der

im Kassenraum geblieben war, dann, einen Wagen nehmend, mit Vera das Bankhaus.

Dem Kutscher rief ich noch so, daß es Krause, der uns bis auf die Straße begleitet hatte, wohl vernehmen mußte, zu, uns nach dem Theater zu fahren.

So weit war alles glatt gelungen.

Ich brachte Vera statt ins Theater zu mir nach Hause, da Lucie bereits zu ihrer Mutter gegangen war, um mit ihr die Oper zu besuchen und nach dieser bei ihrer Mutter zu übernachten.“

„Ihre Frau wußte absolut nichts darum, daß diese Vera leicht in ihrer Abwesenheit ihre Stelle einnahm?“ warf der Präsident dazwischen.

„Lucie hierin einzuweihen, lag kein Grund vor; vielmehr war es meine Absicht, sie nicht durch Mitwissenheit strafbar zu machen. So weit es möglich war, wollte ich Lucie vor etwaiger Strafe schützen.“

„Was geschah nun am Abend jenes 4. Mai weiter?“

„Ich speiste mit Vera in meiner Wohnung und wußte sie zu bestimmen, daß sie die Nacht mir zu widmen versprach. Ich wollte, um so harmlos wie möglich zu erscheinen, einige Stunden in meinem Klub zubringen, dann die Woltersche Bank aufsuchen und zum Schluß Vera das Atropin eingeben.

Dieses sollte d a r u m erst s p ä t e r, jedenfalls erst nach elf Uhr in meiner Wohnung geschehen, damit es den Anschein erwecken mußte, als ob meine Frau nach dem Theater nach Hause gekommen und hier von einem Herzschlag befallen worden sei.

Gab ich das Gift schon am A b e n d Vera ein, also vor acht Uhr, die Zeit, in der ich sie, um in den Klub zu gehen, verließ, hätten die Aerzte leicht die Todesstunde feststellen und die Thatfachen in Widerspruch setzen können.

Ich hatte Vera, so weit es mich dünkte, in mein Vorhaben eingeweiht.

Ich schilderte ihr meine Lage als eine verzweifelte, sprach von Selbstmord, wenn mein Plan mißlänge oder sie ihn gar verriete, und unterjochte die Erschrockene und in mich Vernarrte meinem Willen und meinen Wünschen.

Nach geglücktem Einbruch hatte ich ihr eine rosige Zukunft versprochen; ich wollte mit ihr fliehen und sie heiraten. So sagte ich ihr.

Vera war mit allem einverstanden — bis auf eines. Sie wollte während meiner Abwesenheit nicht in meiner Wohnung bleiben.

Sie behauptete, die Angst würde sie hier nicht halten können — sie wolle um mich bleiben, und wenn es wer weiß was kostete.

Davon war sie nicht abzubringen. Ich bot vergebens meine ganze Beredsamkeit auf, da ihre Begleitung leicht die Ausführung meines Planes zunichte machen konnte.

Meine Vorstellungen prallten an ihrer Hartnäckigkeit ab.

Schon dachte ich daran, ihr das Atropin sofort zu geben, als mir einfiel, Vera könne mir beim Deffnen der Stahlkammer dadurch behilflich sein, daß sie mir leuchtete, vielleicht auch etwas von Papieren unter ihrer Kleidung verberge und wenn ich nach vollbrachter That mit ihr nach Hause käme, sollte das Weitere geschehen.

So nahm ich denn Vera mit in den Klub, ließ sie in den vorderen Gastzimmern, während ich mich absichtlich bei meinen Freunden zeigte, eine Weile mit ihnen spielte, mich auch unterhielt, und hieß sie später zur Wolterschen Bank mit mir gehen.

Da meine Frau in den Gasträumen dieses Klublokals nicht bekannt war, fiel Vera keinem der Gäste oder Kellner auf, und unbemerkt, wie ich annahm, konnten wir das Restaurant verlassen.

Bald darauf standen wir vor dem Bankgebäude, das in der Nähe des Klublokals lag.

Mit Hilfe des Krauseschen Haustürschlüssels öffnete ich den Eingang zur Bank, ließ Vera mit mir eintreten, zündete am Ende des Korridors, zu dem wir uns vorsichtig hintasteten, wobei ich Vera führte, eine Stearinkerze an, und dann schlichen wir in den Keller hinab.

Sofort ging ich an das Deffnen der Stahlkammertür. Krauses Schlüssel machte dies leicht.

Da warf ich einen Blick auf Vera, die, das Licht in der Hand, neben mir stand.

Die Kerze drohte zu erlöschen, so erregt war das Mädchen. Ich suchte es zu beruhigen und sprach ihm Mut ein.

„Bring's zu Ende,“ leuchtete sie, kaum der Worte mächtig.

Ich wandte mich ab und der inneren Thür zu, als ein knisternder Laut von Schritten hinter mir an mein Ohr klang.

Kasch kehrte ich mich zurück, da sah ich den jungen Krause von der Treppe herkommen.

Jrgend ein Verdacht, vielleicht das Vermissen der Schlüssel oder wer weiß, welcher Einfall mußte ihn herbeigelockt haben.

Einen Augenblick starrte ich ihn ebenso entgeistert an, wie Vera.

Doch jener kam näher, und ich faßte mich, zog einen Revolver und schlug auf Krause an.

In diesem Augenblick fiel Vera mit einem Aufschrei zu Boden.

Krause stürzte herbei.

Er erhob eben die Stimme, um Lärm zu schlagen. Da traf ihn meine Kugel in die Stirn.

Mit geballt erhobener Rechten sank er nieder — über Vera.

Ein Grausen und Entsetzen packte mich.

Ich neigte mich zu Vera, der ich die Kerze aus der Hand riß und von neuem entzündete, leuchtete über sie und suchte sie unter Krauses Leichnam hervorzuziehen.

Ich hielt sie für ohnmächtig. Doch schnell überzeugte ich mich, daß sie tot war.

Ich hatte mir einen Mord erspart.“

Ein Murmeln empörter Worte und Verwünschungen seitens der Zuhörer ging durch den Schwurgerichtssaal.

Der Präsident ermahnte zur Ruhe und hieß den Angeklagten, in seinem Geständnis fortzufahren.

„Ich war von dem Geschehenen so verwirrt, daß ich nicht mehr an den Einbruch, sondern nur noch an meine Sicherheit dachte.

Flüchtend verließ ich das Bankhaus, das hinter mir abzuschließen ich noch genug Besinnung hatte.

Den Haustürschlüssel warf ich ins Wasser. Erschöpft kam ich nach Hause.

Vergebens suchte ich Ruhe.

Der natürliche, plötzliche Tod Veras berührte mich tiefer, als es geschehen wäre, wenn ich ihr das Atropin eingeblößt hätte.

Krauses Tod ließ mich gleichgültig, ich betrachtete ihn als in der Notwehr erfolgt.

Ich konnte mich die ganze Nacht hindurch nicht beruhigen.

Erst am Morgen gelang mir das, nachdem ich mir gesagt, ein Verdacht könnte jetzt noch weniger auf mich fallen, da der Zeuge, der Vera als meine Frau für kurze Zeit in seinem Zimmer aufgenommen hatte, tot war.

Eine Erklärung für Veras Anwesenheit im Bankkeller mochte sich die Behörde nach ihrem Dafürhalten auslegen. Mich konnte man dafür nicht verantwortlich machen.

Als die Bureaustunde schlug, hatte ich mich so weit ermannt, daß ich es wagen konnte, meinen Tagesdienst anzutreten.

Ich gab meiner Frau durch einen Boten eine kurze Nachricht, daß ich sie gegen elf Uhr auffuchen würde, und ging den gewohnten Weg zur Bank.

Hier hatte man bereits das tote Paar und den versuchten Einbruch entdeckt.

Ich wurde verhört, wußte nichts, als daß meine Frau am Abend zuvor mit ihrer Mutter ins Theater gegangen, die Nacht vermutlich bei ihr zugebracht habe und am Morgen nicht zurückgekehrt sei.

Dann führte man mich an den Leichnam Vera Reichs. Der Anblick war so entsetzlich, daß ich in Ohnmacht fiel.

Ich hatte nur noch so viel Geistesgegenwart, statt des Namens Vera, den Namen meiner Frau Lucie auszurufen.

Als ich zu mir kam, versuchte ich vergebens, Worte zu sammeln.

Sierbei kam mir der Gedanke, den Stummen zu simulieren.

Man dispensierte mich für den Tag, den 5. Mai, von der Bank.

Das war mir willkommen.

Sofort veranlaßte ich die Flucht meiner Frau. Unter einer Maske fuhr sie nach Hamburg, um mich dort früher oder später zu erwarten.

Bera Leicht, die, wie die Aerzte konstatierten, an einem Herzschlag gestorben war, wurde als meine Frau begraben.

Später erhob ich die Versicherungssumme, die mir anstandslos ausgehändigt wurde.

Einen Verdacht auf mich schien man nicht öffentlich auszusprechen.

Ich versah mit Hilfe eines Assistenten meinen Dienst als Kassierer weiter, und erst, als ich die Gelegenheit gefunden hatte, mir einen größeren Betrag anzueignen, unter dem sich, wie ich leider zu spät bemerkte, russische Obligationen befanden, die ich nicht leicht veräußern konnte, da ihre Nummern den Banken bekannt waren, ließ ich mich beurlauben, Nervosität infolge des mich Betroffenen vorzüglich.

Der Urlaub wurde mir bereitwilligst gewährt. Mit mir selbst nicht einig, was ich nun beginnen sollte, ob nach Ablauf des Urlaubs noch einmal den Bankeinbruch zu versuchen oder mit der Lebensversicherungssumme Lucies und dem mir in der Bank angeeigneten, vorläufig noch nicht entdeckten Betrage nach Hamburg und von hier mit meiner Frau nach Amerika zu flüchten, bemerkte ich, daß ich beobachtet und verfolgt wurde.

Man hatte mich also doch im Verdacht.

Wie der Beobachtung entgehen?

Ich faßte sofort einen Plan. Für Ausgänge, auf denen ich Bekannten nicht begegnen und vor allen Dingen nicht immer den Stummen spielen mochte, hatte ich mir eine dunkle Perücke und einen gleichfarbigen Bart angeschafft. Diese machten mich unkenntlich, und so entschlüpfte ich den Argusaugen meines Verfolgers.

Nach einem Ausfluge an die Ostsee, an die ich als Bertold Kupfer gereist war, kehrte ich in einer Maske nach der Residenz zurück.

Ich wollte nur noch das Notwendigste ordnen und mich dann auf- und davonmachen.

Auf einem Ausgange hatte ich vor der Reise an die Ostsee zwei Frauen, die sich in einem verqualmten Hause in Feuersnot befanden, zufällig gerettet.

Es war ein Fräulein Wanda Lorenz und dessen Tante, Fräulein Lisbeth Rint, gewesen.

Erfundigungen hatten mich erfahren lassen, daß ich es mit sehr reichen Damen zu tun gehabt hatte.

Jetzt sagte ich mir, daß hier die Gelegenheit geboten war, den erträumten Reichtum zu erhalten.

Ich gab mich, durch meine Maske vor allen Fährnissen geschützt, als Gutsbesitzer aus und nannte mich Bruno Ehrenfels, nach dem ehemaligen Besitzer des von mir erworbenen Grundstücks in der Provinz, dessen in einer Kommode seiner Behausung gefundene Legitimationspapiere ich mir angeeignet und für meine Person zurechtgefälscht hatte.

Und, einmal mit dieser Komödie begonnen, führte ich sie auch so weit durch, daß ich Wandas Gatte wurde.

Ich weiß, daß Wanda ihre Hand mir nicht aus Liebe reichte — ich merkte es nicht nur, sondern hörte es auch von einem ihrer Jugendfreunde, den ich in meinem Gutshause, wo er mich aufsuchte, mich zur Rede stellte und meine gepriesene Herrlichkeit des Besitzes als Schwindel entlarvte, bis zur beschleunigten Hochzeit unschädlich machte.“

„Für immer,“ fiel der Präsident ein, „wenn ihn ein Zufall durch Ihre letzte Frau nicht gerettet hätte.“

„Mag sein. Ich spielte *va banque* und alle Mittel schienen mir erlaubt.“

„Sie spekulierten also nur auf das Vermögen Ihrer letzten Frau, mit der Sie sich vermählt hatten, trotzdem Sie eine Frau besaßen, die Ihrer in Hamburg wartete?“

„Mir lag nichts an der Neigung Wandas,“ fuhr der Angeklagte mit eiserner Ruhe fort, „ich wollte nur ihr Ver-

mögen — ja — und dann wollte ich ins Ausland — ohne Wanda.

Lucie war, wie ich bereits erfahren hatte, in Hamburg verhaftet worden.

Ich mußte auf meine Sicherheit bedacht sein und allein davonzukommen suchen.

Hierzu und zum zukünftigen Leben brauchte ich Geld. Am Hochzeitstage mit Wanda versicherte ich mich des größten Theils ihres flüssigen Vermögens und nahm es mit auf die Reise nach dem Süden.

In Nizza machten wir Rast; von hier aus fuhr ich nach Monaco hinüber.

Ich spielte und verlor.

Am zweiten Tage, als ich nach Nizza zurückkehrte, war meine Frau verschwunden.

Das kam mir gelegen; es war ja so wie so mein Plan gewesen, sie irgendwo auf der Hochzeitsreise sitzen zu lassen.

Einige Zeit hielt ich mich noch in Monaco auf und spielte.

Die Leidenschaft des Spielers hatte mich ergriffen. Ich setzte alles, was ich an Geld bei mir hatte oder zu Geld machen konnte — außer den russischen Obligationen — allmählich in die Bank und verlor fast immer.

Je rasender ich setzte, um so sicherer verlor ich.

Zum Schlusse blieb mir von allem nichts, als ein paar hundert Mark und die russischen Papiere.

Mit diesen raffte ich mich endlich auf, verließ mit einigen, einem Selbstmörder, mit Namen Poppe, entwendeten Legitimationspapieren Monaco und reiste quer durch Deutschland und Dänemark, bis ich in Norwegen strandete.

Wie ich dort in die Falle der Behörde geriet, wird Ihnen der Kriminalkommissar, der mir nachspürte, besser sagen können als ich.“

Er sank auf die Anklagebank zurück und stützte den Kopf auf die hohle, zitternde Rechte.

„Beantworten Sie uns noch eine Frage ausführlicher,“ rief ihn der Präsident an. „Wie verstanden Sie es, die Be-

hörden glauben zu machen, daß Sie als Bertold Kupfer in der See ertrunken seien?“

Schwerfällig erhob sich der Angeklagte und berichtete:

„Ich hatte mich, wie bereits bemerkt, an die Ostsee begeben und war in einem Hotel abgestiegen.

Hier sann ich mir folgendes aus: In einer Nacht begab ich mich heimlich an den Strand, machte dort ein Boot los und stieß dieses, mit einem Paar Rudern versorgt, in die Brandung.

Da wir Landwind hatten, trieb es schnell in die offene See.

Ueberzeugt, daß es am nächsten Morgen außer Sicht sein werde, kehrte ich ins Hotel zurück, verbrannte im Ofen meines Zimmers einiges Papier zu Asche und legte mich, mit den Vorbereitungen zufrieden, schlafen.

Nach einigen Stunden erhob ich mich wieder, zog über einen zweiten Anzug, der die mir notwendigsten Papiere, mein Geld und Perücke wie Barthaar nebst allem, was ich sonst mitzunehmen beabsichtigt, barg, Rock und Beinkleider, die ich in diesen Tagen am Strande getragen hatte, begab mich auffällig ans Seeufer und bestieg ein Boot, das ich mir für kurze Zeit zu einer Spazierfahrt mietete.

Geschickt und mit vollen Kräften ruderte ich auf die hohe See hinaus und hatte das Glück, hier das in der Nacht in das Wasser getriebene Boot schwimmen zu finden.

Schnell entledigte ich mich der oberen Kleidung, warf sie in das gemietete Boot, legte einen tags zuvor geschriebenen Brief hinein, in dem ich die Absicht, diesem Leben aus gekränktem Ehrgefühl ein Ende zu machen, aussprach, stieg in das zweite Fahrzeug und ruderte in diesem seewärts davon, nachdem ich dem gemieteten Rahn die Direktive nach dem Lande gegeben, wobei mir der umgeschlagene Wind zu statten kam.

Ich ruderte den ganzen Tag und landete erst in der Nacht, weit vom Abfahrtsort entfernt, am Strande, legte Perücke und Bart an und kam ungefährdet zur Bahn, die mich unerkannt und ungehindert in die Residenz zurücktrug.“

„Wenn wir durch die von der Behörde gesammelten Be-

weise der Wahrheit dieser Angaben nicht unterrichtet wären," bemerkte der Vorsitzende des Gerichtshofs, „müßten wir an einen Roman glauben.

Das Geständnis des Angeklagten erübrigt wohl jedwede Zeugenvernehmung. Doch möchte ich, um noch über einzelne Punkte den Herren Geschworenen Klarheit zu verschaffen, den Kriminalkommissar Frank vernehmen, der sich darüber äußern soll, wie er auf die Fährte der Verbrechen und des Angeklagten gekommen ist."

Ich mache zunächst eine Pause von fünfzehn Minuten; nach diesen bitte ich den Zeugen."

*

*

*

Nach der Pause ließ sich Kriminalkommissar Cäsar Frank über seine Verfolgungen eingehender aus.

Sein erster Verdacht, den Einbruch mit folgendem Totschlag an dem jungen Krause verübt zu haben, war sofort auf den Kassierer der Wolterschen Bank gefallen.

Ohne irgend welche Beweise konnte er natürlich diesem Verdacht nicht Ausdruck geben, noch weniger eine Festnahme Kupfers bewirken.

Indessen legte er sich auf die Beobachtung des Angeklagten und aller mit ihm in Beziehung stehenden Personen, und hierbei seien ihm verschiedene Indizien aufgefallen.

Kupfer hatte die verhängnisvolle Nacht zum 5. Mai nicht im Bette zugebracht.

Seine Aussage, daß er im Klub gewesen sei, fiel als nicht stichhaltig auf, da nach Franks Erkundigungen bei den Mitgliedern des Klubs, der Kassierer diesen lange vor Mitternacht verlassen hatte.

Ferner kam Frank der plötzliche Verlust der Sprache Kupfers an der Leiche seiner vermeintlichen Frau auffällig vor, mehr noch, daß er die Sprache im Laufe der nächsten Wochen, bis zu seinem fingierten Selbstmord nicht wiedererlangt hatte.

Frank bemerkte gleich, daß er auch an diesen Selbstmord nicht geglaubt habe, trotzdem er sich die Strandung des gemieteten Bootes mit den Kleidern und dem Schreiben Kupfers nicht erklären konnte.

Er hatte hier einzig an die Aufnahme Kupfers durch ein vorüberfahrendes Schiff gedacht, das vielleicht nach dem Auslande gesteuert sei; später jedoch erfahren, daß noch ein zweites Boot vermißt und einige Tage darauf an anderer Stelle gelandet sei.

Mit diesem Boot konnte Kupfers Verschwinden möglicherweise zusammenhängen.

Um wieder auf den 5. Mai zurückzukommen, berichtete Frank, daß er noch im Laufe des Vormittags erfahren habe, daß Kupfer seine Schwiegermutter aufgesucht hatte, diese also bereits um den Tod Lucie Kupfers hätte wissen müssen, wenn es ihre Tochter gewesen wäre, die man im Wolterschen Bankgewölbe gefunden.

Frau Mesper habe sich, anscheinend in Unkenntnis von dem Geschehenen, von Frank die Mitteilung vom Tode ihrer Tochter machen lassen und ihr Schmerz sei hierbei nicht tief, im Gegenteil, sehr oberflächlich gewesen.

Eine klassische Zeugin für die Anwesenheit Kupfers bei dessen Schwiegermutter vor Franks Eintreffen, also zwischen diesem und dem Verhör Kupfers in der Portierloge des Wolterschen Bankhauses und der Gegenüberstellung der Leiche von Kupfers Frau, sei das bei Frau Mesper bedienstete Mädchen Minna Klein.

Diese habe, von einer Urlaubsreise eben zurückgekehrt — daher ein Irrtum über Tag und Stunde unmöglich — Kupfer weggehen sehen.

Am verhängnisvollsten aber ward dem Angeklagten eine Beile, die Frau Mesper aus Hamburg erhielt.

Die Worte lauteten: „Ich vergehe vor Sehnsucht. Wann wird dieser Zustand ein Ende nehmen? Wie lange habe ich noch zu harren? Laß umgehend etwas hören.“

„Als Handwerker verkleidet, den Liebhaber des Mädchens Minna Klein spielend, hatte ich diese Beilen zu Gesicht bekommen.

Die darin erbetene umgehende Antwort erfolgte noch am selben Tage, sie war an „Frau Lucie Falk, Hamburg, „Hotel Kronprinz von Preußen“ adressiert.

Diese Dame kennen zu lernen, die sich vor Sehnsucht verzehrte und die jemand erwartete, war mein Bestreben. Ich legte die Maske eines pensionierten Offiziers in den besten Jahren an, stieg im Hotel Kronprinz von Preußen in Hamburg ab, lernte die Dame kennen und gewann ihr Vertrauen.

Eine unbestimmte Ahnung, einen Zusammenhang mit der totgesagten Tochter Frau Messers zu finden, verstärkte den Verdacht in mir, als ich die Züge dieser Frau Lucie Falk mit denen von Frau Messer verglich.

Der Schnitt der Gesichter war ähnlich. Doch der ausgeprägt südländische Typus an Lucie Falk, besonders durch die schwarzen Haare hervorgerufen, machte mich irre.

Da entdeckte ich eines Tages auf einer Gondelpartie auf der Alster einige blonde Mädchen, eine kleine Locke, die sich hinter dem Ohr unter dem schwarzen Haar hervorgestohlen hatte.

Sofort mußte ich des Rätsels Lösung.

Das schwarze Haar Lucie Falks war eine Perücke, ihre natürliche Hauptbekleidung blond.

Nun ging ich mit schnellen Schritten auf mein Ziel los. Ich spielte den Verliebten ärger denn zuvor, machte ihr eine Liebeserklärung, stürzte ihr, scheinbar toll vor Verliebtheit, in ihr Zimmer nach, wo wir ohne Zeugen waren, und streifte ihr die schwarze Haartracht vom Kopfe.

Siehe, ein liebliches, rötliches Blond leuchtete auf, und nun glich diese Dame Lucie Falk der Frau des Kassierers Bertold Kupfer wie ein Taupfen dem anderen.

Sie war entlarvt, wurde von mir verhaftet und hierher ins Untersuchungsgefängnis gebracht.

Sie hat auch nicht mehr geleugnet, Lucie Kupfer zu sein.

Die im Wolterschen Kellergewölbe war also eine Fremde und die Angelegenheit erhielt eine völlig andere Physiognomie.“

Der Tod Kupfers schien zwar gewiß, wenigstens war

er von den Behörden konstatiert und eine Anklage demnach unterlassen worden, doch setzte Frank alle Mittel in Bewegung, des Leichnams des Selbstmörders oder der Person des Kassierers habhaft zu werden.

Die Ueberzeugung, daß hier eine Komödie gespielt worden war und Kupfer noch lebe, ließ dem Kommissar keine Ruhe.

Noch auf der Suche und dem Tappen im Dunkeln, wurde Frank von seinem Vorgesetzten, Kriminalinspektor Niechert, einer Frau Ehrenfels als Beistand beigegeben, die, vor kurzem vermählt, nach der Besizung ihres Mannes strebte, den sie verlassen hatte, weil sie ein Verbrechen an einem Jugendgespielen und Nebenbuhler ihres Mannes, an einem Ingenieur Willy Bock, befürchtete.

Ingenieur Bock war nämlich seit dem Besuch, den er Ehrenfels zu einer Aussprache gemacht hatte, spurlos verschwunden.

„Ich folgte der jungen Frau, und wir fanden denn auch den Vermißten in einem bejammernswerten Zustande in einem gefängnisartigen Raume, in dem er, dem Hungertode nahe, von uns entdeckt und natürlich sofort befreit wurde.

Es war in dem als Prachtbau geschilderten verfallenen Gebäude von Ehrenfels.

Es ist mir im Leben so manchmal passiert, daß ich mich von meinem ersten Gefühl beeinflussen ließ, und ich habe gefunden, daß mich dieser Instinkt nie betrogen hat,“ schaltete Frank seinen Mitteilungen ein.

„Ich habe oft den Gründen dieser Gedankenbeeinflussung nachgespürt, aber ich bin mir nie klar darüber geworden, woher sie mir gekommen.

So leitete mich auch mein Gefühl im Hause Ehrenfels. Ich durchstöberte die Räumlichkeiten und hierbei entdeckte ich etwas Barthhaarwolle und Schminke, wie sie zu einer Verkleidung gebraucht werden, ferner etliche Schreiben.

Die Bartwolle stimmte mit der Haarfarbe überein, die nach der Beschreibung seiner Frau Ehrenfels trug, und die Schreiben, die ich zu den Akten eingereicht habe, waren so

eigenartigen Inhalts, daß ich nicht früher ruhte, bis ich deren Urheber festgestellt hatte.“

Die Briefe wurden verlesen. Dann fuhr Frank fort:

„Chrenfels ließ ich durch einen Kollegen Talbach beobachten — er traf ihn noch in Monaco — und verfolgte, damit er mir nicht entweichen konnte.“

Ich machte mich auf die Suche der Brieffschreiber. Die erste Person, die Maria unterzeichnet hatte, war mit einem Anwalt Fritz Müller in der Provinz tatsächlich, wie sie mitgeteilt hatte, in den Tod gegangen.

Sie war die Ehefrau des Angeklagten gewesen, hatte diesen um einer ersten Liebe willen verlassen und war zu diesem ersten Geliebten, dem genannten Anwalt Fritz Müller, zurückgekehrt.

Die Feststellungen über die Katastrophe gelangen mir aus sicherer Quelle.

Der zweite Brieffschreiber, Rudolf Derzen, ein Neffe und Erbe des Bruno Chrenfels, von dem der Angeklagte das kleine Besitztum erworben, lebt in Pommern.

Durch ihn wurde es mir leicht, die Gewißheit zu erlangen, daß Bertold Kupfer und Bruno Chrenfels, der Räuber, ein und dieselbe Persönlichkeit waren.

Der Angeklagte hatte den Besitz unter dem Namen Kupfer erworben — Derzen beschrieb mir seine Person — und später, nach dem fingierten Selbstmorde in der Ostsee, den Namen seines Vorbesizers Chrenfels angenommen.

In der dritten Brieffschreiberin eruierte ich eine junge Dame, die mit Frau Lucie Kupfer eine ausgesprochene Ähnlichkeit besaß.

Sie hieß Vera Leicht und hatte zu dem Angeklagten zur Zeit, die ihrem Tode voranging, engere Beziehungen gehabt.

Sie war mit dem Angeklagten am Abend des 4. Mai im Gastraum des Klubs, in dem Kupfer verkehrte, von einem Kellner beobachtet worden, dem eine gewisse Ungewöhnlichkeit in ihrem Wesen aufgefallen war, diesem Umstande aber keinen Wert beigelegt hatte, als er die junge Dame für die Frau des Passierers genommen hatte.

Sie war auch mit diesem später fortgegangen. Frau Lucie Kupfer konnte dieses aber nicht sein, denn diese war,

wie ich mich durch mehrere der Dame bekannte Theaterbesucher, deren Aussagen über allem Zweifel stehen, überzeugt hatte, zu dieser Zeit mit ihrer Mutter in der Oper — es wurde „Aida“ von Verdi gegeben — gesehen worden und vom Anfang bis zum Schluß der Oper in ihrer Loge verblieben.

Die in dem Gastraum des Klubs Gesehene mußte demnach eine andere Person gewesen sein.

Ich spürte der Bekanntschaft des Angeklagten nach und es gelang mir, hinter die Wahrheit zu kommen.

Nachdem ich dieses konstatiert, löste ich meinen Kollegen Talbach in der Verfolgung des Angeklagten ab und nahm dessen Fährte auf.

Ich hatte das Glück, Ehrenfels in einer Stadt Norwegens zu stellen und, nachdem ich ihn sicher gemacht, ihn festzunehmen.

Einen Selbstmordversuch mit demselben Revolver, mit dem er Leo Krause getötet hatte — ich habe Projektil und Kugel verglichen — konnte ich durch rechtzeitiges Entwenden des Waffenkastens verhindern.“

Nach diesem Bericht des Kommissars wurde die Verhandlung abgebrochen und zur Vervollständigung der zahlreichen Anklagen ein neuer Termin angesetzt.

Doch sollte es zu diesem nicht kommen. In einem unbewachten Augenblick entzog sich der Angeklagte der irdischen Strafe durch Selbstmord, den er in seiner Zelle verübte. An dem Gurt seiner Bekleidung fand man ihn erhängt.

Seine Frau Lucie und Schwiegermutter, gegen die wegen Beihilfe Anklage erhoben wurde, mußten eine Freiheitsstrafe verbüßen, die Lucies Geist und Körper für alle Zukunft brach.

Ihr Leben war nur noch ein Siechtum, aus dem der Tod sie nach langer Zeit befreite.

*

*

*

Wanda Lorenz verfiel, als sie von der Verhaftung ihres Mannes und von den ungeheuren Anklagen hörte, die gegen ihn erhoben wurden, in eine Nervenkrankheit.

Diese verhinderte sie glücklicherweise daran, daß sie als

Zeugin vor Gericht erscheinen mußte, um wider ihren Mann auszusagen.

Monate hindurch schwebte sie zwischen Leben und Tod, und nur der hingebendsten Pflege Tante Lisbeths und des Ingenieurs Bod gelang es, das Fieber zu dämmen.

Fräulein Rint war um so aufopferungsvoller, je mehr sie unter dem Druck der Selbstvornürfe zu leiden hatte, die sie sich über die Vertrauensseligkeit zu Ehrenfels machte.

Es war Frühling geworden, als Wanda der Genesung entgegenging.

Noch war sie sehr schwach, und das Geschehene nicht überwunden.

Stundenlang lag sie wie in einer Agonie, das blasser Gesicht der Wand zugekehrt, die Augen feuchtglänzend und die Lippen gramvoll geschlossen.

Hätte sie nicht öfters die Finger über die seidene Bettdecke gleiten lassen, so würde sie den Eindruck einer tief Schlafenden gemacht haben.

So oft Willy Zeit fand, brachte er sie im Krankenzimmer der heißgeliebten Frau zu.

Er setzte sich dann neben das Bett und betrachtete die Kranke.

Trotz ihrer Blässe war sie schöner denn je zuvor. Ihr Geist schien weit weg von hier zu weilen, und ihre Lippen folgten dann dem Fluge ihrer Gedanken.

Die Aufregungen der letzten Zeit waren zu groß für sie gewesen; ihr Gehirn schien ihnen nicht gewachsen.

Erst als sich eine starre Ruhe ihrem Wesen mitgeteilt, da atmete Willy wieder auf.

„Hoffentlich geht auch das letzte gut vorüber,“ dachte er. „Ob sie noch immer an Ehrenfels denken mag?“

Er beugte sich vorsichtig zu ihren flüsternden Lippen hinunter.

„Ob ich hören darf, was sie spricht? Nein!“ sagte er sich dann sofort und zog sich diskret zurück.

Endlich war Wanda so weit, daß sie in kurzen Etappen eine Reise unternehmen konnte.

Sie sollte mit Tante Lisbeth nach dem Süden; Ingenieur Bod wollte sich dieser Fahrt anschließen.

Am thyrrenischen Meer sollte sich die Rekonvaleszentin vollends erholen.

In Thüringen wurde die erste Raft gemacht.

Es war ein erquickender Maitag. Kräftige Nadelbäume ragten vor den Blicken der auf einem Hotelbalkon ruhenden Kranken empor, dichte Tannenhecken säumten verschwiegene Wege ein — das junge Gesträuch blühte und duftete, und üppige Rasenflächen, auf denen die Wiesenblumen knospeten, lachten im blendenden Sonnenschein.

Wandas Blicke schweiften frei über die klare Landschaft.

„Ich möchte am liebsten hier bleiben,“ sagte sie zu Willy. „Der Süden erinnert mich —“

Sie schwieg, und ein wimmerndes Schluchzen quoll aus ihrer Brust hervor.

„So bleiben wir,“ fügte sich der Ingenieur. „Auch hier ist es schön, die Luft weich und doch kräftigend.“

Mit leuchtenden Augen und verklärtem Gesicht sah Wanda zu dem Jugendgespielen auf.

Herzlich reichte sie die Hand zu ihm hinüber. „Wieviel danke ich Dir nicht, Willy!“

„Du mir, Wanda —?“ gab er erstaunt zurück. „Vergißt Du ganz, daß ich Dir mein Leben schulde? Es liegt an Dir, über mich zu bestimmen. Am glücklichsten freilich wäre ich, wenn —“

Sie hob den Blick, als er stockte und sah ihn ermunternd an.

„Sprich vor mir, Willy, wenn Du keine Geheimnisse hast.“

„Das einzige Geheimnis, das ich nicht mehr zu verschließen wage, ist das, daß ich Dich liebe.“

Ein Zittern lief über ihre Gestalt, und sie schloß sekundenlang die Augen.

Dann sagte sie: „Noch bin ich ein unnützes Geschöpf, das sich nicht einmal nach Wunsch und Willen zu regen vermag.“

Wenn ich erst so gesund wieder bin, daß ich die schönen, schattigen Wege durch den tannenbestandenen Wald wandeln kann, dann,“ schloß sie lächelnd, „will ich, falls Du just an meiner Seite bist, Dir sagen, ob ich Dir glaube.“

„Du zweifelst?“

„Das nicht. Aber ich darf es Dir noch nicht sagen.“

„Warum nicht, Wanda?“

„Du hörst es ja, weil ich mich noch nicht ohne Hilfe bewegen kann. Erst muß ich die Freiheit über mich haben — über meinen Körper — dann wird auch die innere Freiheit gelöst werden, und ich werde mir des Schrittes bewußt sein, den ich zurücklege, wenn ich Dich an mich kette.“

„Sprich doch nicht so,“ bat er. „Du weißt doch —“

„Ich bin die Frau eines Verbrechers und Selbstmörders,“ fiel sie mit schmerzerfüllter Stimme ein.

„Ohne Dein Wissen und Zutun, Wanda — und nur dem Namen nach seine Frau.“

Das Beisammensein mit Deinem Gatten in den wenigen Tagen — auf der Reise — ist doch keine Ehe zu nennen. Du quälst Dich da mit etwas, was gar nicht ist. Laß doch solch trübe Gedanken.“

„Ich will versuchen, darüber hinwegzukommen,“ entgegnete sie und ließ ihm ihre Hand. „Wollen wir es in den nächsten Tagen versuchen, durch das prangende Grün der Höhen und Täler vor uns zu gehen? Willst Du mich auf dem Wege führen?“

Er stimmte freudig zu.

Und nicht lange, so gingen sie eine Strecke in die sanft geschwungenen Bergketten hinein, an deren Fuß sich duftende Wiesen breiteten.

Sie gingen vorsichtigen, langsamen Schrittes, Wanda auf ihren Jugendspielen gestützt.

Weich wehte die Luft, und laut plauderten die Vögel in Busch und Zweig.

Wenn die kleinen Gefiederten eine Pause machten, klangen leise, zärtlich gesprochene Worte zu ihnen hin.

Bewundert lauschten sie auf. Doch als sie erfaßt, was jene sagten, da jubelten sie und schmetterten das Lied von ewiger Liebe und Treue in die sonnendurchleuchtete Luft.